

LISA HERCOVA

IM
DIENSTE
DER
PARTISANEN

*Aufzeichnungen
aus dem Balkan*

EUROPA VERLAG-ZÜRICH-NEW YORK

Nach der Flut der am Schreibtisch ausgeklügelten «Kriegsromane» endlich etwas Ursprüngliches, Lebendiges. Eine junge Gymnasiastin landet nach der Bombardierung Belgrads im Dienste des jugoslawischen Roten Kreuzes in einem Marinehospital an der montenegrinischen Küste, wo sie den militärischen Zusammenbruch Jugoslawiens erlebt. Nach der Besetzung des Landes betätigt sie sich offiziell als Krankenschwester, sucht aber gleichzeitig Verbindung mit den sich zum Widerstand formierenden Teilen der einheimischen Bevölkerung und wird «Verbindungsman» der montenegrinischen Partisanen.

Ein junges Mädchen, das Werden, Wachsen und Kampf der jugoslawischen Patrioten von der ersten Stunde mit begeistertem Herzen miterlebt hat, ein junger Mensch, der als unmittelbar Beteiligter dazu berufen ist, heute schon einen Bericht über das grosse Gegenwartsgeschehen des jugoslawischen Freiheitskampfes zu schreiben. Kampf und Abenteuer, Verdacht, Verfolgung und italienisches Gefängnis, die grosse Einsamkeit der werdenden Frau, das alles hat Lisa Hercova reich und lebendig in ihrem Tatsachenbericht geschildert.

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1945 by Europa Verlag A.G. Zürich
Schutzumschlag: Johannes Troyer
Gedruckt bei Druckerei Fricker, Frick
Printed in Switzerland

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

So begann es ...

«Im Namen des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes, Amen!» Dreissig Mädchenstimmen sprachen diesen Satz feierlich, langsam und leise aus. Es war an unserer Schule Sitte, den Unterricht mit einem Gebet zu beenden. In der Befriedigung, dass wieder ein Arbeitstag zu Ende gegangen war, in der unbewussten Freude und Hoffnung auf eine Abwechslung, vom Wunsche erfüllt, schnell das Schulgebäude zu verlassen, wurde dieses Gebet immer rasch heruntergeleiert und kaum war das «Amen» verklungen, als auch schon die Schulbücher in die Mappe flogen und wir, – obwohl die Ältesten, die Maturaklasse – genau wie die kleinen Mädchen hinausstürmten, alle Vorschriften der Disziplin vergessend. Aber diesmal war es anders. Schon waren einige Sekunden vergangen, und noch immer standen wir da, die meisten ernst, sorgenvoll, manche weinend. Wir konnten uns nicht entschliessen, das Klassenzimmer zu verlassen. Es war ein grauer, regnerischer Vorfrühlingstag, dieser 2. April 1941. Als ich das Schulgebäude mit einer Freundin verliess, wehte uns ein lauer Wind entgegen. «Ljuscha, glaubst Du, dass der Unterricht wieder aufgenommen werden wird?» fragte Mira. In Anbetracht der kritischen Lage war nämlich beschlossen worden, alle Schulen zu schliessen. «Ich glaube es nicht, Mira. Ich glaube vielmehr, es war unser letzter Schultag. Ich fürchte, wir

werden nie wieder auf unseren bekritzelten Schulbänken sitzen und uns die Köpfe mit Integralrechnungen zerbrechen. Mir ist ein wenig bange, Mira. Auf Wiedersehen!» Wir verabschiedeten uns, als wäre nichts vorgefallen. Und doch ahnten wir beide, ohne es uns einzugestehen, dass es vielleicht das letzte Mal war, dass wir einander sahen.

Zuhause angekommen, bemerkte ich gleich die gespannte Stimmung. «Schon da? Wie kommt es, dass Du so zeitig hier bist?» fragte mich mein Onkel. «Die Schulen werden gesperrt. Bis auf Weiteres findet kein Unterricht statt.»

«Das will ja weiter nichts sagen» fügte meine Tante leise hinzu, als wollte sie sich selbst trösten.

«Gehen wir rasch essen, denn ich muss bald ins Büro. Jetzt, wo unser Auto ‚mobilisiert‘ ist, müssen wir uns einrichten, früher zu Mittag zu essen» sagte der Onkel nervös. Beim Essen herrschte eine drückende Stille. Jeder dachte nach; es war immer der gleiche Gedanke: wann wird der Krieg ausbrechen? Plötzlich läutete es Sturm an der Haustüre. Wir sahen uns verwundert an. Wer mochte zu dieser Zeit kommen. Automatisch sprang ich auf. «Ich habe Dir schon oft gesagt, dass man vom Essen nicht davonläuft!» bemerkte die Tante gereizt. Ich setzte mich wieder. Das Zimmermädchen klopfte und trat ein. «Was ist es?» riefen wir im Chor. «Ein Brief für Fräulein Ljuscha», und sie überreichte mir einen grossen Briefumschlag mit dem Stempel der Armee. «Mobilisierungsbefehl» sagte ich leise, indem ich ungeduldig den Umschlag aufriss. Ich hatte mich nicht geirrt.

«Wann musst Du gehen, Ljuscha?» fragten die übrigen. «Morgen früh um 8 Uhr in die Ambulanz D 14 unweit von hier.»

Im Grunde war ich froh, einzurücken. Ich hatte gefürchtet, nachdem die Schule geschlossen wurde, ohne Betätigung auf die Ereignisse warten zu müssen, in der drückenden Atmosphäre des Zweifels darüber, ob es besser wäre, die Stadt zu verlassen oder zu Hause zu bleiben. Vielleicht war es auch die heimliche Hoffnung auf abwechslungsreiche Tage, der naive Stolz, die hübsche, graugrüne Uniform der Sanitätshelferinnen tragen zu können, die meine Stimmung hoben. Ich konnte das Ende des Mittagessens kaum erwarten, um möglichst rasch meinen Rucksack packen und die nötigen Dinge vorbereiten zu können. Schon läutete es wieder. Kurz darauf meldete das Zimmermädchen, dass Hauptmann Djordjevitsch im Herrenzimmer warte.

Hauptmann Djordjevitsch, ein guter Freund unserer Familie, kam rasch auf meine Tante zu. «Wir haben sehr schlechte Nachrichten», begann er. «Ich bin sehr in Eile und kann Euch auch selbstverständlich nichts Näheres sagen. Ich habe es jedoch für meine Pflicht gehalten, rasch zu Euch zu kommen, um Euch zu bitten, die Stadt sofort zu verlassen. Also handelt darnach!» Wir hatten kaum Zeit, ihm Adieu zu sagen; schon stand er in der Türe, winkte rasch und eilte davon. Ich war bei den weiteren Beratungen der Familie nicht dabei, da ich mich ans Packen gemacht hatte. So erfuhr ich erst am Abend, dass beschlossen wurde, dennoch in Belgrad zu bleiben.

Mit einem sonderbaren Gefühl legte ich mich an diesem 2. April 1941 ins Bett. War es das letzte Mal, dass ich hier schlief? Plötzlich hatten alle Gegenstände für mich einen besonderen Wert bekommen. Der Schreibtisch wird mir fehlen, dachte ich und liebte dieses alte Möbelstück mit meinen Blicken. Und die Bücher! Es waren so viele unter ihnen, die ich mitnehmen wollte. Aber das

war ja unmöglich. Lange stand ich unentschlossen vor dem Bücherschrank und konnte meine Wahl nicht treffen. Dann nahm ich schliesslich «Annette und Sylvia» von Romain Rolland und steckte den Band in den Rucksack.

Ich hasse das Abschiednehmen. Darum rannte ich am nächsten Morgen aus dem Zimmer, ohne mich umzusehen, denn ich wollte nicht das Bild des leeren Raumes in meiner Erinnerung verankert haben. Auch von der Familie nahm ich flüchtig Abschied. Als sich das Gartentor hinter mir geschlossen hatte, sah ich mich nicht um, sondern lief so rasch als möglich davon. In der mir zugewiesenen Ambulanzstelle traf ich einige Schulfreundinnen, mit denen ich den Samariterkurs gemeinsam besucht hatte. Drei Tage verbrachten wir mit Übungen und Vorbereitungen, sodass wir beinahe vergassen, wie ernst die Lage des Landes war. Sonntags sollten wir Ausgang haben. In der Nacht flüsterten wir leise von unseren «Plänen» für diesen grossen Tag, da «er» uns zum ersten Mal in Uniform sehen würde.

Der Krieg bricht aus . . .

Seit dem Tage meiner Mobilisierung musste ich immer um 6 Uhr aufstehen. Da es heute Sonntag war, durften wir länger schlafen. Zwar hatte es in der Nacht Alarm gegeben, doch wir massen ihm weiter keine grosse Wichtigkeit bei. So schliefen wir fast alle, als plötzlich am Morgen die Sirenen zu heulen begannen. Verschlafen rieb ich mir die Augen und zog die Decke über den Kopf, um den Lärm nicht zu hören. Noch im Halbschlaf dachte ich, es wäre ein Übungsalarm, wie sie ja in der letzten

Zeit so häufig waren. Plötzlich war ein Höllenkrach zu hören und unsere Baracke erzitterte derart, dass meine noch schlafende Nachbarin aus dem Bette fiel. In diesem Augenblick stürzte Leutnant Gazitsch in den Raum und schrie: «Sofort aufstehen! Wir werden bombardiert. Im Hof in Kolonnen antreten!» Seine letzten Worte wurden vom Motorenlärm einiger ganz tief fliegender Flugzeuge übertönt. Instinktiv duckten wir uns. Jetzt waren die Bombeneinschläge deutlich zu unterscheiden und unsere Baracke wackelte wie ein Grashalm im Winde. In rasender Eile zogen wir uns an und liefen in den Hof. Das Sanitätsauto, dem ich zugeteilt war, stand schon bereit und nach wenigen Sekunden fuhren wir los. Es war eine höllische Fahrt durch den Bombenhagel. Wir hatten den Auftrag, in die innere Stadt zu fahren, von wo bereits telefonisch Hilfe gefordert wurde, da durch Bombeneinschlag in einem grossen Wohnhause zahlreiche Personen verwundet worden waren. Unser Auto fuhr ganz langsam. Über uns das unheimliche Pfeifen niederprasselnder Bomben, dazwischen die dumpfen Einschläge, das Krachen berstender Häuser und das ständige, unbarmherzige Brausen der Stukas. Ich verfluchte den Kommandanten, der uns den verrückten Befehl erteilt hatte, mitten im Angriff loszufahren. Es schien, als seien wir schon Stunden unterwegs, dabei waren erst wenige Minuten vergangen, seit die erste Angriffswelle schwerer deutscher Kampfflugzeuge und Sturzkampfflieger über Belgrad hinweggebraust war. Ich hatte Angst, eine schreckliche, lähmende Angst. Ich lag platt am Boden und hielt die Hände über dem Kopf, um mich gegen die Glassplitter zu schützen, die wie Schneeflocken herumflogen. Plötzlich schrie neben mir meine Freundin auf; sie war verletzt und blutete, doch wusste sie selbst nicht, was es

war. Ich hätte ihr jetzt eigentlich zu Hilfe eilen sollen, aber ich lag da und konnte mich vor Schreck nicht rühren. Dann versperrte uns ein riesiger Bombenkrater den Weg zur Weiterfahrt. Die Wagenlenkerin, die an den Händen blutete, da die Glassplitter sie verletzt hatten, gab den Befehl, den Wagen zu verlassen und mit Tragbahren zu unserem Bestimmungsorte vorzudringen, und dann mit den geborgenen Verwundeten zurückzukehren. Unbeschreiblich war dieser Weg durch die brennende Stadt, unter den einstürzenden Häusern hindurch. Aber wir wagten nicht, in einem Haus Schutz zu suchen, weil wir fürchteten, verschüttet zu werden. So schlichen wir gebückt weiter, die Tragbahre hinter uns herziehend. Wir waren schon einigen Verwundeten begegnet. Sollten wir sie bergen oder sollten wir weiter bis zu dem uns bestimmten Haus vordringen? Dann stiessen wir auf ein Kind, das schrecklich verstümmelt war und in einer Blutlache lag. Ich wollte es auf die Tragbahre legen. «Lass es, das ist sowieso tot», sagte meine Kollegin. Inzwischen hatten sich die Flieger entfernt und die Sirenen kündeten das Ende des Angriffs an. Wir mussten uns aber ständig ducken, denn brennende Häusermassen versperrten uns den Weg. Wir hatten die übrigen Samariterinnen verloren, die ebenfalls zu unserer Kolonne gehörten und mit uns gemeinsam den Weg angetreten hatten. Waren sie verwundet, waren sie getötet worden?

Der Anblick der Strassen war entsetzlich. Es schien mir alles so unglaublich, so unwirklich. Ich konnte es, ich wollte es einfach nicht begreifen, dass das möglich war. Gestern waren wir noch durch diese Gasse gefahren, als die Häuser friedlich dastanden und Blumentöpfe in den Fenstern prangten. Und heute? Wie kann man dieses brennende Chaos von einstürzenden Gebäuden, hochauf-

getürmten Strassenbahnschienen, verbogenen Telegraphenstangen, umgeworfenen Strassenlampen beschreiben?

Dann war ich auf etwas Weiches getreten. Ich blieb stehen: es war eine Frau. Sie hatte grosse Brandwunden im Gesicht, das stark entstellt war. Aber sie lebte. «Nehmen wir sie auf», sagte ich zu meiner Begleiterin. Wir luden die Bewusstlose auf unsere Bahre, als plötzlich abermals das Sirenengeheul losging. Und schon schlugen die ersten Bomben über unseren Köpfen ein. Wohin sollten wir jetzt flüchten? Wir legten uns auf den Boden und warteten. Aus einem Haus, dessen oberste Stockwerke zu brennen begannen, stürmten einige Menschen auf die Strasse. Eine Frau schrie entsetzlich und wollte immer wieder zurücklaufen, aber ein Mann hielt sie fest an der Hand. Ein kleiner Junge hatte eine grosse Wunde am Kopf und weinte so laut, dass wir es bis zu uns hören konnten. Wie lange standen wir da? Ich weiss es nicht. Mich dünkte, als sei es eine unendlich lange Zeit gewesen. In meiner Angst biss ich mir in die Hand, ich bemerkte, wie das Blut über meine Uniform rann. Aber ich dachte gar nicht daran, mich zu verbinden.

Nachdem das Signal des Endalarms gegeben worden war, liefen wir, so gut es ging, mit der verwundeten Frau zu unserem Sanitätsauto. Doch zu unserem Schreck war die Wagenlenkerin nicht da. Wir fanden sie dann in der Nähe des Wagens – tot. Sie musste durch Maschinengewehrkugeln getötet worden sein, denn sie sah gar nicht entstellt aus und hatte auch nicht viel Blut verloren. Wir hoben sie in den Wagen und Zora, die mit mir gekommen war, setzte sich ans Lenkrad und fuhr zu unserer Ambulanz zurück. Schon aus der Ferne sahen wir das Lazarettgebäude in hellen Flammen. Als wir an-

gekommen waren und unsere tote Wagenlenkerin, sowie die verwundete Frau abgeladen hatten, erschien Leutnant Gazitsch und fragte, wo wir gewesen seien. Er war ganz verstört, seine rechte Hand war verbunden. Er teilte uns mit, was wir ja auch selbst sahen, dass unsere Ambulanz in Flammen stehe und wir wahrscheinlich evakuiert würden!

Einige Angriffswellen fegten an diesem Tage noch über unserer Hauptstadt hinweg. Ich erlebte diese Angriffe in einem grossen, öffentlichen Luftschutzkeller. Am Abend versammelten sich die überlebenden Mitglieder unserer Ambulanz und Hauptmann Antonijevitsch teilte uns mit, dass man aus Kotor telephonierte und Sanitätsmannschaften und Pflegerinnen verlangt habe. Wir erhielten deshalb den Auftrag, uns so früh als möglich im Marinespital von Meline zu melden. «Ihr müsst selber schauen, wie Ihr dahin kommt», sagte Hauptmann Antonijevitsch. «Ich kann Euch keinerlei Fahrzeug zur Verfügung stellen. Ich bin aber überzeugt davon, dass jeder von Euch sein Bestes tun wird, um möglichst rasch in Meline einzutreffen, um dort wichtige Arbeit zu leisten.» Dann gab er uns schriftlich den Versetzungsbefehl und wir zogen los, auf der Suche nach einem Zug.

Reiseintermezzo

Wir mussten etwa vier Stunden gehen, als plötzlich ein Zug am Horizont auftauchte. Aber wie sollten wir den erwischen? Zweifellos war er zum Bersten voll und die Insassen würden es bestimmt verhindern, dass wir einstiegen. Aber vor allem mussten wir den Zug zum Stehen bringen. Kurz entschlossen legten sich drei Mitglie-

der unserer Gesellschaft vor den Zug und wir brachen in ein fürchterliches Gebrüll aus, um die Lokomotive zum Halten zu bringen. Glücklicherweise fuhr der Zug nur sehr langsam und so geschah kein Unglück. Es ging besser, als wir gehofft hatten. Wohl waren die Leute über unsere Ankunft nicht begeistert, doch unsere Rotkreuzuniformen und der Versetzungsbefehl, den wir dem Zugführer unter die Nase hielten, beeindruckten sie schliesslich soweit, dass einige von uns auf dem Dach Platz nehmen durften, während ich durch ein Fenster in den Zug gezogen wurde. In unserem Abteil standen alle, mit Ausnahme der Unglücklichen, die auf den Bänken zusammengepfercht sassen und denen die Stehenden den letzten Rest atembarer Luft Wegnahmen. Wie ein Ball wurde ich über Köpfe gereicht und schliesslich fand man einen winzigen Platz in einem Gepäcknetz, das von einer märchenhaften Stärke gewesen sein musste, da es einige Hundert Kilo zu tragen hatte und doch standhielt. So fuhren wir die ganze Nacht hindurch und ich weiss noch heute nicht, wie wir dieses Abteil lebend verlassen konnten, in dem wir buchstäblich wie Heringe zusammengepresst waren. Gegen sechs Uhr früh hörten wir Flieger und alsbald wurde unser Zug angegriffen. Es kam zu einer furchtbaren Panik, da jeder den Zug verlassen wollte und hinausdrängte. Da ich über den Köpfen der anderen oben im Gepäcknetz sass, hatte ich es einigermassen leicht und sprang über die anderen hinweg aus dem Fenster. Alle liefen wir feldeinwärts, doch es gab beiderseits der Bahnlinie keine Deckung. Die Stukas flogen ganz tief und wenn man den Mut aufbrachte, hinaufzuschauen, konnte man den Schützen genau erkennen, der sein Maschinengewehr gegen uns richtete. Jetzt erst merkte ich, was für einen grossen

Blödsinn ich begangen hatte, mich von dem allgemeinen Chaos mitreißen zu lassen und den Zug zu verlassen. Es ist ein fürchterliches Gefühl, auf einer Wiese zu liegen, während Stukas über einem kreisen und mit Maschinengewehren Jagd auf Menschen machen. Man hat nur den einen Gedanken: es soll mich nicht treffen. In diesem Augenblicke wusste ich erst, wie sehr, wie ungeheuer stark ich am Leben hing. Und wahrscheinlich ist es allen anderen genau so ergangen. Man ist in diesen Augenblicken ausgesprochen schlecht, böse, egoistisch. Kein einziger Gedanke, der den Mitmenschen zum Gegenstand hat. Nur sich selbst, sein eigenes Leben, so nutz- und sinnlos es einem auch oft erschienen sein mag, will man retten.

Ich wagte nicht, emporzuschauen. Als mir vorhin ein Maschinengewehrrohr entgegenfunkelte, verlor ich den Mut, unsere Verfolger näher zu betrachten. Ich grub mit den Nägeln instinktiv ein Loch in die Erde und barg das Gesicht in den Sand. Es war gut so. Ante, ein junger Krankenwärter, der auch mitgekommen war, starrte wie fasziniert nach oben. Ein Splitter traf sein rechtes Auge und er erblindete. Ich habe ihn später oft gefragt, warum er unbekümmert in die Höhe gesehen habe. Er erklärte mir, dass er wie elektrisiert war und den Blick nicht abwenden konnte. Er stand aufrecht mitten im Feld, wie eine Statue und rührte sich nicht. Die Angst hatte seine Glieder gelähmt und er war keiner einzigen Bewegung fähig. Als sich die Stukas verzogen hatten, begann die Hetzjagd auf den Zug. Man sagt, dass das Unglück den Charakter läutert. Ich finde, dass man nie so schlecht, nie so gemein ist, wie im Unglück. Wir stürzten uns auf den Zug und kein einziger von uns kümmerte sich um die Toten, um die Verletzten, die

Opfer des Stukaangriffes, die mit durchlöcherten Leibern auf den Feldern umherlagen. Ihr Schreien und Wehklagen tönte wohl in unseren Ohren wie eine wilde Anklage, doch wurde sie von unserem frenetischen Lebenswillen übertönt. Kein Mitleid für die Schwachen, die nicht mitkommen, die nicht schnell genug laufen konnten. Ich half dem niederstürzenden Nachbarn nicht, aufzustehen. Nur selber wollte man den Zug erreichen, auf diesen einzigen Wunsch waren alle Gedanken konzentriert, alle Muskeln spannten sich, um dieses Ziel zu erreichen.

Aber wir konnten nicht lange fahren. Nach etwa zwei Stunden hielt der Zug. Die Bahngeleise waren völlig zerstört, an eine Weiterfahrt war nicht zu denken. Jetzt hiess es also wieder zu Fuss wandern. Und bis Sarajewo waren es noch etwa 120 Kilometer. Diesmal hatte ich grosses Glück. Kaum war ich eine Stunde gegangen, traf ich ein Sanitätsauto, das mit Verwundeten überfüllt war. Ich erklärte dem Wagenlenker meinen Fall. Er liess mich sogleich auf dem Dach mitfahren und ich nutzte diese Gelegenheit aus, um mich von der schrecklichen Nacht im Zuge und der Erschütterung des Fliegerangriffs auszuruhen. Bald trafen wir in Sarajewo ein.

Eigenartig, diese Begegnung mit Mirko in Sarajewo, während eines heftigen Luftangriffes. Wir stiessen aufeinander, als wir uns beide anschickten, den Unterstand zu verlassen, in welchem die Luftzufuhr nicht funktionierte, sodass ich nahe daran war, ohnmächtig zu werden. Mirko war ein montenegrinischer Student, den ich in den Ferien kennengelernt hatte. Er war der typische Vertreter seines Volkes, stark, dunkel, sehr intelligent, ziemlich faul und sehr kindisch. Ich war ausserordentlich glücklich, ihn in dieser Stunde getroffen zu haben. Während ich bis zu unserer Begegnung von einer

schrecklichen Angst beherrscht war, fühlte ich mich plötzlich durch die Gegenwart Mirkos beruhigt, ermutigt. Sein Wesen strahlte solche Heiterkeit aus. «Wir gehen auf meine Bude. Wir werden uns doch von diesen Kerlen da oben nicht weiter stören lassen.» Und wir schritten Arm in Arm durch die ausgestorbene Stadt. Im Muselmanenviertel, das hauptsächlich aus Holzhäusern besteht, flammten viele Brände. Stukas kreisten um die Brücken und ruhten nicht, ehe sie diese trafen. Wir eilten durch die Strassen, als wäre es ein ruhiger Wochentag gewesen, ohne weiter an die Bomben zu denken. Mirko wohnte in einer kleinen Mansarde in einem alten Hause in der Altstadt. Wir stiegen hinauf und alsbald war der Angriff auch zu Ende. Ich hatte riesigen Hunger, da ich seit zwei Tagen nichts mehr gegessen hatte. Mirko bereitete die traditionelle Polenta zu, die wir beide gierig verschlangen. Dann ertönten abermals die Sirenen, doch wir dachten gar nicht daran, in den Keller zu gehen.

«Wie kommt es, dass Du nicht mobilisiert bist, Mirko?» fragte ich. Er erklärte mir, dass seine Einheit gar nicht mehr aufgeboden werden konnte, da der Krieg so überfallartig und überraschend gekommen war.

«Ljuscha, es steht schlecht um uns. Der «Schwabe» macht überall Fortschritte. Lange werden wir nicht standhalten können, das ist ganz sicher.»

«Und was willst Du tun, Mirko?»

«Tja, was bleibt uns übrig. Wir werden wohl wieder den traditionellen Weg in die Berge und Wälder antreten müssen. Ich meinerseits will mich in das montenegrinische Gebiet verziehen, dort bin ich zu Hause, dort kenne ich jeden Stein und wenn die «Schwabens» bis zu uns kommen, dann wollen wir ihnen das Leben

so sauer machen, wie sie es noch nie hatten. Und Du, Ljuscha? Kommst Du mit?»

Ich sah ihn nachdenklich an. «Ich weiss es noch nicht, Mirko.» Dann sagte ich ihm, ich müsse so schnell als möglich nach Meline, wo man uns erwarte. «Das trifft sich gut, da können wir ja zusammen losziehen. Ich will ja auch nach Montenegro», sagte Mirko. Ich war sehr begeistert, denn in seiner Nähe war ich plötzlich eine richtige Heldin geworden und hatte die Angst vollkommen vergessen, die mir vorhin noch die Kehle zuschnürte. «Dann komm schnell, denn je früher wir uns auf den Weg machen, umso besser ist es.» Ich nahm Mirkos Rucksack und begann, dicke Strümpfe und Wollwäsche hineinzulegen. Er kam mit einem Stoss von Büchern, die er unbedingt mitnehmen wollte. «Aber Mirko, um Gotteswillen, Du kannst doch nicht die schweren Bücher in die Berge mitnehmen, Du musst doch daran denken, dass Du Dir vielleicht Monate, vielleicht Jahre keine Sachen anschaffen können wirst», sagte ich.

«Lass gut sein, ich nehme die Bücher mit. Das ist wichtiger, als die Fetzen, die Du mir in den Rucksack gestopft hast. Vielleicht werde ich Mut brauchen, um den «Schwaben» zu bekämpfen. Und wenn mir der Mut ausgehen wird, wo soll ich ihn suchen? Nur die Bücher können mir ihn wiedergeben.» Es war nichts zu machen, Mirko nahm seine halbe Bibliothek mit. Dann nahm er einen Dolch aus dem Kasten und steckte ihn in die Seitentasche. «Das ist das Wichtigste, vielleicht wird er bald blutrot werden, wenn mir ein «Schwabe» unter die Hände kommt. Merk Dir: Ohne Dolch keinen Schritt. Und der meinige ist scharf. Wehe dem, der ihn in die Seite bekommt.»

Begegnung mit dem Tode

Es war 10 Uhr vormittags, als ich endlich an meinem Bestimmungsorte eintraf. Müde und verstaubt meldete ich mich beim Spitalkommandanten des Marinelazaretts in M., der von unserer Versetzung in sein Spital bereits Kunde hatte, und uns ungeduldig erwartete, da es sehr an Pflegepersonal mangelte.

Das Marmespital in M. war ein wunderschöner, ganz moderner Gebäudekomplex, dicht am Meerufer gelegen. Die einzelnen Abteilungen hatten eigene Pavillons, wobei derjenige für Chirurgie der grösste war. Ebenfalls zum Spitalkomplex gehörte die Kaserne zur Unterbringung der Mannschaft. Ein riesiger Garten umsäumte die zum Spital gehörenden Häuser. Doch hatte ich keine Zeit, meinen neuen Arbeitsplatz lange zu bewundern. Vor einer knappen Stunde waren drei Bomben auf eine Soldatengruppe im Hafen geworfen worden, die sich gerade einschiffen wollte. 8 Personen wurden auf der Stelle getötet, 23 mehr oder weniger schwer verletzt. In einer langen Reihe lagen sie vor den Verbandsräumen und warteten auf Behandlung. Einige Fälle mussten unverzüglich operiert werden. Inzwischen wurde ich in einen Waschraum geführt, wo ich ein Bad nahm, dann gab man mir über meine verstaubte Uniform einen reinen, weissen Mantel und ich wurde in den Verbandsraum geschickt, um sogleich mitzuhelfen.

Auf dem Operationstisch lag bereits einer der Soldaten, dem der ganze Rücken weggerissen war, sodass man die Lungen sehen konnte. Ausserdem hatte er riesige Wunden an den Beinen. Er war bei Bewusstsein, doch so schwach, dass er trotz seiner furchtbaren Schmerzen nicht schreien, sondern nur leise wimmern

konnte. Sein Gesicht war verkrampft, seine Augen traten aus den Höhlen und er starrte wirr und entsetzt ins Leere. Mit den Händen fuchtelte er in der Luft herum, als suche er etwas, um sich daranzuhalten. Es war ein hoffnungsloser Fall, der Mann konnte nicht gerettet werden. Ich hatte an Wachfiguren gelernt, wie man Lungenschüsse verbindet, hatte Hunderte von schauerlichen Photographien gesehen, auf denen die verschiedensten Verwundungen dargestellt waren, dennoch überkam mich ein eigenartiges Gefühl, als ich diese Überreste eines Menschen vor mir liegen sah, der trotz allem noch lebte. Ein sonderbares Schwächegefühl übermannte mich und ich musste mich am Instrumentenschrank festhalten, um nicht umzusinken. Inzwischen war die Ärztin, die den Verwundeten die Wunden reinigte, zu mir gekommen und sagte leise: «Mut, Kleine! Das sind Dinge, an die man sich gewöhnt, auch wenn es am Anfang noch so furchtbar erscheint.» So nahm ich mich denn zusammen und begann mit einer Pinzette und einem in Jodbenzin getauchten Verbandtupfer die Fusswunden des Patienten zu waschen. Schliesslich war dieser, so gut es ging verbunden und auf einer rollenden Tragbahre wurde er in einen Saal geführt, wo schon 22 andere Kranke lagen. Die Ärztin war mit mir gekommen und sagte: «Das ist von nun ab Ihr Krankensaal, Schwester. Sie werden am Vormittag beim Verbinden helfen und daneben die Patienten im Saal 12 pflegen. Wenn Sie etwas nicht wissen sollten, fragen Sie mich. Und jetzt flink an die Arbeit.»

So begann mein erster Arbeitstag im Marinespital von M., wo ich einige Monate bleiben sollte. Damals ahnte ich natürlich nichts von alledem, was ich hier erleben sollte. Ich sah nur 22 schwerkranke Soldaten, die sehr

meiner Hilfe bedurften. Ich konnte den Patienten, den ich vorher im Verbandsraum sah und der jetzt auf Zimmer Nr. 12 lag, nicht vergessen. Immer wieder eilte ich an sein Bett, schaute ihn an, und versuchte etwas zu sagen, ohne die richtigen Worte zu finden. Inzwischen war es 13 Uhr geworden und ich war gerade dabei, mir die Hände mit Lysoformlösung zu desinfizieren und zum Mittagessen zu gehen, als mich ein Kranker darauf aufmerksam machte, dass der Patient mit dem weggerissenen Rücken mir Zeichen mache. Ich eilte an sein Bett. Bosko, so hiess er, hatte tatsächlich nach mir verlangt. Als ich ihm die Hand entgegenstreckte, ergriff er sie. Seine grossen, entsetzten Augen sahen mich fragend an. Sein Mund war halb geöffnet, seine Nase zugespitzt, sein Gesicht blutleer. Bis jetzt hatte ich ihn noch nicht sprechen hören, nur leises, ununterbrochenes Wimmern war aus seinem Mund gekommen.

Plötzlich richtete er sich auf, drückte meine Hand krampfhaft und sagte leise, aber doch hörbar: «Mara, hörst Du, Mara» ich war erschrocken und verstand zuerst nicht. Dann begriff ich: Bosko hielt mich für seine Frau. «Mara, ich gehe jetzt fort, für immer. Gib auf die Kinder acht und lass meine Mutter im Haus. Die 2 Kühe verkaufe nicht, ich mochte sie so gut. Sei mutig, Mara ...» Dann war er zurück in die Kissen gefallen und seine Augen wurden starr und unbeweglich. Ich hielt seine Hand noch in der meinen, mit der Linken wischte ich mir die Tränen aus dem Gesicht, die mir gegen meinen Willen in die Augen gestiegen waren. Ich wusste, dass etwas Furchtbares geschehen war. Wie im Traume hörte ich die Stimme Boskos Bettnachbarn: «Lassen Sie ihn, Schwester! Er ist tot....» Das war also der Tod ... Ich konnte, ich wollte es nicht glauben. Ich hielt noch

immer Boskos Hand und dachte, solange ich ihn hielte, könne er nicht tot sein. Dann kam ein Krankenwärter in den Saal und sagte: «Kommen Sie jetzt essen, Schwester!» Als er den toten Bosko sah, fügte er hinzu: «Das nächste Mal vergessen Sie nicht, die «Spanische Wand» um das Bett des Sterbenden zu stellen. Es wirkt schlecht auf die anderen, wenn sie einen Kameraden sterben sehen»

Kapitulation

Das Leben im Spital war anstrengend und aufreibend. Die Krankensäle waren überfüllt. Immer wieder wurden neue Verwundete herangeschafft. Alle Betten auf der chirurgischen Abteilung waren bereits besetzt und die Neuankömmlinge wurden wahllos in die übrigen Pavillons gebracht, da man sonst keinen Platz für sie hatte. Wir arbeiteten durchschnittlich 16 Stunden pro Tag, doch jede dritte Nacht hatte man Nachtdienst und das war ausserordentlich ermüdend, da man am nächsten Tage ohne Pause wieder an die Arbeit musste. Unter diesen Umständen war es wahrlich kein Wunder, wenn wir uns nicht um die Tagesereignisse kümmerten. Wie hätten wir auch etwas erfahren sollen. Zeitungen gab es nicht, zum Radiohören fanden wir keine Zeit. So beschränkten sich unsere Kenntnisse über die militärische Lage auf die Berichte, die uns die Verwundeten brachten, die meistens von der albanischen Front zu uns nach Meline transportiert wurden. Einstimmig erklärten sie, die Italiener wären schwache Gegner und berichteten sogar, die Jugoslawen hätten Fortschritte auf albanischem Boden gemacht. Wir waren damit zufrieden und fragten

gar nicht nach den anderen Fronten. Vielleicht ahnten wir Böses, vielleicht wollten wir nicht die Wahrheit wissen. Jedenfalls arbeiteten wir ohne Unterbrechung und in den kurzen Mittagspausen sowie in der Nacht schliefen wir sofort ein, sodass uns fast keine Zeit zum Nachdenken blieb. Dennoch drangen hie und da schlechte Nachrichten bis zu uns durch. Doch sie bezogen sich nicht auf die eigentlichen militärischen Ereignisse, sondern auf die Haltung der aufständischen Kroaten. Aus dem in der Nähe liegenden Dubrovnik hörten wir von Zusammenstößen zwischen kroatischen Fascisten und Jugoslawien treuen Elementen. Doch im schwindelnden Rhythmus unserer aufreibenden Tätigkeit verflüchtigten sich alle Gedanken, die an derartige Berichte anzuknüpfen pflegten.

Eines Abends ertönte unverhofft das Signal zum Anreten im Spitalgarten. Was mochte wohl vorgefallen sein? Äusser den an diesem Tage im Aufsichtsdienst stehenden Ärzten, Krankenschwestern und Matrosen richteten wir uns in aller Eile ein wenig zurecht, um nicht vom Obersten für unsere unmilitärische Haltung bestraft zu werden, und rasten die Treppen hinunter in den Garten. Wir sahen uns alle fragend an, was dieser ausserordentliche Appell wohl zu sagen habe? Wir versuchten, in den Gesichtern der hohen Offiziere zu lesen. Sie waren alle sehr ernst und eine gedrückte Stimmung lag über der ganzen Versammlung. Nachdem wir Achtungstellung eingenommen hatten, trat der Spitalkommandant, Oberst X., hervor und begann zu sprechen. «Jugoslawien ist besiegt worden. Unsere Feinde haben uns die bedingungslose Kapitulation auferlegt. Der Krieg ist für uns aus. Ich will Euch keine Ratschläge für die Zukunft geben, ich glaube, Ihr werdet selber den richtigen Weg

finden. Vorläufig bitte ich Euch, auf Euren Posten zu bleiben und unsere schwere Lage nicht noch durch Anarchie zu verschlimmern. Ich rechne mit Eurem Verständnis.»

Was war geschehen? War das überhaupt möglich? Nach wenigen Tagen sollten wir den Krieg verloren haben? Nein, das konnte nicht wahr sein, das war sicher ein böser Traum. Und krampfhaft versuchte ich mir vorzustellen, dass alles, was ich in den letzten Wochen erlebt hatte, nichts als ein Spukgespenst, unwirklich und flüchtig gewesen sei. Während die anderen sich langsam zurückzogen, stand ich noch immer an der gleichen Stelle und starrte auf die Meeresoberfläche, in der sich die untergehende Sonne spiegelte. Ein Matrose kam vorbei, den ich nur flüchtig kannte. Er trat zu mir, ergriff meine Hand und zog mich fort. Ich liess ihn gewähren; vollkommen widerstandslos, nachdenklich und wie im Schläfe folgte ich ihm. Dann läutete die Spitalglocke zum Nachtessen, genau wie an allen anderen Tagen. Mir war dieser Ton so lieb, denn er bestärkte mich in der Illusion, dass alles, was sich eben abgespielt habe, in die Welt der Träume gehöre. Der Matrose hatte mich hinunter zum Meeresstrand geführt. Dort standen wir still und starrten wortlos in die Ferne. Auf einmal vernahmen wir heftige Detonationen, die sich fortwährend wiederholten. Am Horizont wurden mächtige Rauchsäulen sichtbar und dann erkannten wir, dass es brennende Schiffe waren. Die jugoslawische Flotte versenkte sich und die Schiffskommandanten, so erfuhren wir später, gingen mit ihren Einheiten unter. Neben mir stand der fremde Matrose. Ich hatte ihn bis jetzt nicht beachtet. Jetzt schaute ich ihn an. Er stand da, in Achtungstellung, die Hand zum militärischen Grusse an die Kappe gelegt. Unbeweglich,

wie aus Marmor stand er da und schaute hinüber zu den Rauchsäulen. Und über sein hartes, von Wind und Sonne gebräuntes Gesicht rannen unaufhörlich Tränen. Er wischte sie nicht ab und sie tropften auf seine Uniform und langsam hinunter auf die Steine, auf denen wir standen. Und ich spürte, dass die Niederlage Jugoslawiens wahr, bitter wahr und wirklich sei. Ich weiss nicht mehr, wie ich wieder in mein Zimmer kam. Ich vergrub mein Gesicht in die Kissen, denn ich wollte nicht, dass man mich weinen sehe. Erst gegen Morgen schief ich ein und hatte einen seltsamen Traum. Ich hatte Mirko mit seinem Dolch und seinen Büchern lachend in einer Felshöhle sitzen gesehen. Und wie damals in Sarajewo war ich ganz ruhig geworden.

Besetzung

Am nächsten Tage schien zuerst alles unverändert. Wie sonst läutete um 6 Uhr die Glocke zum Aufstehen. Wie an den übrigen Tagen schlürftten wir in aller Hast den heissen Kaffee, sodass wir uns regelmässig die Zunge verbrannten. Dann hiess es an die Arbeit gehen und so wie jeden Tag lief ich in meinen Krankensaal, begann die Patienten zu waschen, die Betten zu richten, das Fieber zu messen und das Frühstück zu verteilen. So wie an allen übrigen Tagen kamen die Ärzte zur Visite und Dr. Petrovitsch erkundigte sich bei jedem der Kranken nach seinem Zustand und so wie an allen übrigen Tagen berichtete ich über die Krankheitserscheinungen und Veränderungen im Zustand meiner Pfleglinge.

Die Kranken hatten die Nachricht von der Kapitulation rasch erfahren. Die Schwerverwundeten lagen mehr oder

weniger apathisch da. Die Übrigen schienen sehr niedergeschlagen und schweigsam. Ich selbst hatte mein Gleichgewicht wieder gefunden und bemühte mich, die schlechte Stimmung zu vertreiben, indem ich dumme Witze machte und krampfhaft lächelte. Achmed, ein bosnischer Verwundeter, der zahlreiche Bombensplitter im Körper hatte und dessen linkes Bein an vier verschiedenen Stellen gebrochen war, fragte mich leise: «Schwester Ljuscha, werden wir nach Hause können?» «Ich weiss es nicht, Achmed. Mach Dir keine Sorgen», sagte ich. Von der Strasse hörte man plötzlich grossen Lärm. Ich ging zum Fenster und sah auf Motorrädern zahlreiche Bersaglieri mit ihren Federbüschen auf den Helmen vorbeisausen. So waren sie also schon angekommen!

Der Vormittag verging wie gewöhnlich. Ich musste bei einer Amputation assistieren. Ich hatte mich bereits an die Operationen gewöhnt und konnte auch die schrecklichsten Wunden betrachten, ohne aus dem Gleichgewicht zu geraten. Amputationen allerdings machten immer noch einen bestimmten Eindruck auf mich. Der Augenblick, da man das tote Glied in den Eimer wirft, ist immer gleich schrecklich. Auch diesmal hatte ich ein eigenartiges Hämmern in den Schläfen, als die Knochensäge angesetzt wurde und ich die vorgeschobene Haut mit einer Pinzette halten musste. Es wurde mir bewusst, dass ich heute besonders ungeschickt war. Ich erwartete schon die üblichen Vorwürfe des Dr. Petrovitsch, als ich ihm aus dem Operationsmantel half. Aber er war so verändert. «Schwester Ljuscha, kümmern Sie sich um den Jungen, dem wir da das Bein abgenommen haben. Wenn etwas los ist, rufen Sie mich, ich bin in meinem Zimmer», sagte er.

Um 14 Uhr rief die Glocke zum Appell. Wir versammelten uns wieder im Garten. Als wir in Reih und Glied standen, erschienen etwa 10 höhere italienische Marineoffiziere. Einer von ihnen, Oberst Zauone, trat vor und hielt auf Italienisch eine kurze Ansprache, die dann von einem serbischen Unteroffizier übersetzt wurde. Aus der Rede ging hervor, dass die Italiener das Spital übernommen hatten und Oberst Zauone von jetzt ab als Spitalkommandant fungiere. Wir erhielten den Befehl, an Ort und Stelle zu bleiben. Den Waffenstillstandsbedingungen gemäss würden alle Matrosen und Offiziere, soweit sie nicht zur Sanität gehörten, als Gefangene gelten. Wir Krankenschwestern waren zwar nicht Gefangene, doch Oberst Zauone befahl uns, das Spital nicht zu verlassen, da kein weibliches Sanitätspersonal zur Stelle war und man uns benötige. Zuwiderhandelnde kämen vor das Kriegsgericht. Dann gingen wir wieder an die Arbeit.

Kurz darauf wurde der erste italienische Verwundete eingeliefert. Er war ein Südtaliener, der einen Autounfall erlitten hatte. Seine Verwundungen waren nicht sehr schwer. Der Junge wurde von allen wie das neunte Weltwunder bestaunt. Er war ganz verlegen, besonders die vielen Krankenschwestern, die an seinem Bett vorüberzogen, verwirrten ihn. Dann kam ein Matrose auf mich zu und sagte, dass man mich in die Direktion rufe. Ich fürchtete schon, dass es sich um ein Disziplinarvergehen handle, denn solche Einberufungen zum Spitalkommandanten waren niemals mit Annehmlichkeiten verbunden. Doch diesmal war es ganz harmlos. Kapitän Dimitrijewitsch stellte mich dem neuen italienischen Spitalkommandanten vor. «Sie sprechen also Italienisch und Deutsch» sagte er. «Ja, Herr Oberst.»

«Können Sie aus dem Serbischen ins Italienische und Deutsche übersetzen?», fragte er.

«Ich habe keine grosse Übung, doch wird es schon gehen», antwortete ich.

«Zahlreiche deutsche Divisionen sind aus Griechenland auf dem Heimwege. Wir werden in den nächsten Tagen wahrscheinlich viele Deutsche herbekommen. Wenn ich Sie zu Übersetzungen oder zum Dolmetschen brauche, werde ich Sie rufen. Sie können gehen!»

Sowohl die italienischen Offiziere als auch die Matrosen waren im Umgang sehr korrekt, fast freundlich. Dennoch gab es mir jedesmal einen Stich ins Herz, wenn ich einen Italiener vorübergehen und Befehle erteilen sah. Lange konnte ich mich an ihre Anwesenheit nicht gewöhnen. Ich war die jüngste unter den Krankenschwestern. Die übrigen waren meist aus der Umgebung. Meine Kolleginnen aus Belgrad waren nicht eingetroffen. Ich hatte keine Ahnung, wo sie sein konnten. Waren sie verwundet, getötet, gefangen? Auf der chirurgischen Abteilung gab es ausserdem zwei Berufsschwestern, Sandra und Mara, die schon seit langen Jahren im gleichen Saal tätig waren. Beide waren unverheiratet. Mara war klein, unscheinbar und schüchtern. Zu den Kranken war sie sehr lieb und geduldig. In ihrem Beruf war sie grossartig. So schnell und so gut wie Mara konnte niemand verbinden. Ihr Gedächtnis war bewundernswert. Sie kannte die Kranken beim Namen, wusste die Temperaturen aller auswendig und die Krankheitsgeschichten musste sie nie nachlesen, denn sie hatte sie alle im Kopfe. Sandra war hübsch, gross und trotzig. Sie war tüchtig und auch sonst klug und intelligent. Wohl vom Leben enttäuscht, war sie meist mürrisch und abweisend, aber hinter dieser Grobheit verbarg sich ein offener und guter Charakter.

Wohl schrie sie die Kranken an, doch oft eilte sie verstoßen während der Mittagspause zu einem ihrer Schützlinge und steckte ihm Kuchen oder Obst zu, kleine Geschenke, die sie selbst bekommen hatte. Mara und Sandra behandelten mich wie ein Kind und wetteiferten darin, mich zu bemuttern. Wenn ich etwas spät zum Schlafen kam, fragten sie sogleich, wo ich gewesen sei und warum ich nicht rechtzeitig käme. Auch an diesem Abend waren Sandra und Mara schon im Schlafraum, als ich ankam und mich sogleich anschickte, ins Bett zu gehen. «Willst Du ein bisschen Kuchen, Ljuscha», fragte Sandra. «Danke nein», und ich sprang ins Bett. Ich versuchte die Tränen zurückzuhalten, denn ich schämte mich sehr vor den beiden. «Ljuscha, was hast Du, warum weinst Du?» fragte Mara. «Nichts, gar nichts, eine Dummheit», antwortete ich. Mit einem Sprung war Mara bei mir im Bett gelandet. «Jetzt sagst Du mir aber gleich, was mit Dir los ist, Du kleine Gans!» Ich weigerte mich noch einige Minuten, dann erzählte ich, was vorgefallen war. Ich sass auf einer Bank im Garten und ruhte aus von dem anstrengenden Tag, den ich hinter mir hatte. Da kam ein italienischer Kapitän und setzte sich zu mir. «Störe ich?», fragte er höflich. «Nein, Herr Kapitän», sagte ich. «Warum so formell, Schwesterlein? Könnten wir nicht Freunde werden?» Ich antwortete nicht. «Schon lange hier, mein Fräulein?», fragte der Kapitän weiter. «Seit Kriegsausbruch. Darf ich gehen, Herr Kapitän?» «Nein, bleiben Sie! Ich möchte die Konversation fortsetzen.» Also blieb ich, aber es war mir sehr unsicher zumute. «Sie sind Berufskrankenschwester?» «Nein, ich bin Gymnasiastin und den Maturandinnen stand es offen, den Krankenschwesternkurs des jugoslawischen Roten Kreuzes zu besuchen und sich in die Armee zu

melden. Das habe ich getan, wie Sie sehen.» «Sehr interessant, hm. Ich habe es mir ja auch gedacht, dass Sie nicht Berufsschwester seien. Sie sind ja viel zu jung. Aber was gefällt Ihnen eigentlich an dieser schmutzigen Arbeit? Das ist doch nichts für Ihre Hände», und er versuchte, mich bei der Hand zu fassen. Ich machte mich frei und sagte: «Ja, ich weiss es gar nicht, was mich veranlasst hat, mich beim Roten Kreuz zu melden. Ich will nicht behaupten, dass es Patriotismus war. Vielleicht war es sogar Eitelkeit, vielleicht kindische Nachäfferei. Jedenfalls tut es mir nicht leid, diesen Weg gewählt zu haben. Trotzdem man ja selber in diesem Meer von Unglück nicht viel helfen kann, so ist das wenige, was man tut, doch eine Art Beruhigung, Genugtuung für das Gewissen, das sich hie und da meldet. Egoismus? Vielleicht. Aber dennoch arbeite ich mit Begeisterung. Ein dankbarer Blick eines Kranken, ein warmer Händedruck, sind Dinge, auf die ich nicht verzichten möchte.»

«Sie sind also Idealistin? Sie sehen in Ihrem Berufe eine Aufgabe, eine Sendung. Gehören Sie vielleicht auch zu den Weltverbesserern?»

«O nein, Herr Kapitän. Zu denen gehöre ich sicher nicht. Und dass ich meine jetzige Tätigkeit als Sendung betrachte, stimmt auch nicht. Ich habe Ihnen ja schon gesagt; es ist vielleicht reiner Egoismus, der mich hieher geführt hat. Aber da ich nun einmal hier bin, will ich meine Arbeit so gut als möglich erledigen.»

«Wissen Sie Schwesterlein, dass Sie auch andere Aufgaben haben? Wissen Sie, dass es nicht genügt, Betten zu machen, Wunden zu waschen und Pinzetten zu halten, um eine gute Krankenschwester zu sein? Andere Aufgaben Ihres Berufes scheinen Sie nicht zu kennen.»
«Und die wären?»

«Muss ich denn noch deutlicher werden, Schwester?» Und der Kapitän rückte näher. «Wir sind im Kriege. Schon seit langen Monaten. Wir sind demoralisiert, entmutigt, enttäuscht. Wir haben seit Monaten keine Frau angerührt. Sie wissen nicht, was das bedeutet. Können Sie denn nicht begreifen, dass eine Krankenschwester auch seelische Hilfe spenden muss? Indem Sie Ihren Körper dem Arzt geben, flössen Sie ihm Kraft ein, geben Sie ihm Mut zur Fortsetzung seiner schweren Arbeit und helfen so gleichzeitig den Kranken, die sodann viel besser behandelt werden. Das Geschenk seiner Arbeit ist wertvoll, das Geschenk seines Körpers ist unerlässlich, um eine richtige Krankenschwester zu sein.» Kapitän Leoni war zweifellos ein guter Redner und seine Argumente entbehrten nicht einer gewissen Logik. Umso tiefer hatte mich dieses Gespräch berührt und beschämt. Es zeigte mir mit einem Schlage die ganze Einstellung der Welt zu dem Problem der weiblichen Hilfskräfte in der Armee. Jetzt verstand ich auch besser, warum meine Tante so verächtlich die Nase gerümpft hatte, als ich mich zum Roten Kreuz meldete. «Sie suchen Männer», denken die Übrigen von uns Mädchen, die wir in den Momenten der Gefahr der Heimat zu Hilfe eilten.

«Mara, nicht wahr, es stimmt nicht, was er gesagt hat, der Kapitän.» «Glaubst Du wirklich, dass man bloss dann eine richtige Krankenschwester ist, wenn man sich jedem gibt, um so angeblich Kraftspender zu sein?» Sandra, die unser Gespräch angehört hatte, lachte verächtlich. «Schick ihn zu mir mit seinen Theorien, den Kerl! Ich will ihm schon zeigen, was eine richtige Krankenschwester ist, hm! Er wird von meiner Tätigkeit begeistert sein», sagte sie.

Mara tröstete mich. «Mache Dir nichts daraus, Ljuscha. Das sind nichts als Lügen. Mach Deine Arbeit wie früher und wenn Du wieder solche Anträge bekommst, schicke die Leute zum Teufel. Nimm die Dinge nicht so tragisch. Bedenke, dass diese Kerle tatsächlich monatelang kein Weib gesehen haben. Wenn sie unter solchen Umständen die Nerven verlieren, so darf man ihnen das nicht weiter Übelnehmen. Wichtig ist bloss, dass wir wissen, was wir zu tun haben. Und das weisst Du doch, Ljuschal»

So verging der erste Tag, den ich unter italienischer Herrschaft verlebt hatte.

Totentanz

Dass in einem so grossen Spital, wie es dasjenige von Meline war, täglich Leute starben, ist selbstverständlich. In dieser Woche jedoch gab es besonders viele Tote. Mehrmals am Tage läutete das Totenglöcklein und immer wieder sahen wir die Matrosen langsam einen Sarg den Berg hinauftragen, zu einem kleinen Friedhöfe, wo sie die Toten begruben. Am Montag hatte ich Nachtdienst. Da wir für die vielen Menschen viel zu wenig Krankenschwestern waren, mussten wir auf allen Abteilungen Nachtdienst leisten. Diesmal sollte ich im Pavillon für ansteckende Krankheiten die Nacht verbringen. Ich hatte eine grosse Abscheu vor diesem Pavillon. Aufrichtig gesagt, hatte ich auch Angst, eine Krankheit zu erwischen. Es gab dort einige Typhusfälle, zwei Diphtheriekranken und zahlreiche Tuberkulöse. Als ich mit der vorgeschriebenen Gesichtsmaske, dem sterilisierten Mantel und den Gummihandschuhen meinen Dienst antrat, war mir gar nicht wohl zumute und ich wäre am liebsten

davongelaufen, wenn ich dies gekonnt hätte. Besonders der an Bauchtyphus erkrankte Deutsche war sehr unruhig. Er drehte sich wie ein Kreisel in seinem Bett, so dass ich ständig aufpassen musste, dass er nicht herausfiel. Langsam verging die Zeit. Ich war äusserst schläfrig, doch wagte ich es nicht, in diesem Gebäude den für die Nachtschwestern obligatorischen schwarzen Kaffee zu trinken. Um nicht einzuschlafen, ging ich in dem engen Raum, in dem der Deutsche lag, hin und her. In diesem Augenblicke konnte ich für diesen Menschen nur Mitleid empfinden: Wie sonderbar ist es doch, dass man ein Volk hassen kann; doch wenn man dem Einzelnen gegenübersteht, bleibt im Allgemeinen von diesem Hass nicht viel übrig. Jede Stunde machte ich die vorgeschriebene Runde durch die ganze Abteilung. Janko, ein Südserbe, der schwer tuberkulös war und seit Monaten hier lag, war ebenfalls sehr unruhig. Ich wollte ihm ein Schlafmittel geben, doch wies er es zurück. Als ich den Rundgang beendet hatte, war der Deutsche richtig aus dem Bett gefallen. Ich musste einen Krankenwärter rufen, um ihn wieder ins Bett bringen zu können. Gegen 4 Uhr morgens ging ich zu Janko, den ich nicht vergessen konnte. Er lag da, mit fiebrig-glänzenden, weit aufgerissenen Augen und starrte hinaus in die Ferne. Sein Bett lag dicht am Fenster und von da aus konnte man ein Stück des Meeres erblicken. Noch brannte das kleine, blaue Nachtlicht, doch langsam drangen Lichtstreifen von draussen ins Zimmer und der Tag begann zu dämmern. «Schwester Ljuschal» rief mich Janko leise, als er mich erblickt hatte. «Ich komme, bleib still, Janko», antwortete ich. Auf seiner grauen, wie papierenen Stirn standen helle Schweisstropfen. «Kannst Du nicht schlafen, Janko?», fragte ich den Kranken. «Ich will nicht

schlafen, Schwester. Ich warte auf die Sonne.» «Die wirst Du den ganzen Tag sehen. Darum musst Du Dich nicht des Schlafes berauben», sagte ich. «Nein, Schwester, ich werde die Sonne morgen nicht mehr sehen. Darum warte ich, dass ich noch einige ihrer Strahlen erblicken kann.» Ich stand neben Janko und legte meine Hand auf seine fiebrige Stirne. Er mochte wohl recht haben, der arme Junge. Er sah so schwach aus. Plötzlich richtete er sich auf. «Bleib liegen, Janko», wollte ich sagen, doch er war so ungestüm, dass ich nicht wagte, zu widersprechen. «Siehst Du, dort unten, Schwester, die ersten Strahlen? Wenn ich sie doch nur fühlen würde, leicht, sanft und warm. Schwester, ich möchte ...» Dann sank er zurück. Er versuchte, sich noch einmal aufzurichten, doch hatte er nicht mehr die Kraft dazu. Janko war tot.

Am Morgen nahm ich ein Bad und wusch mich vorschriftsmässig mit den verschiedenen Desinfektionsmitteln ab. Dann ging es wieder an die Arbeit.

Ich hatte mich kaum angezogen, als man mich rufen kam. «Schwester Ljuscha, kommen Sie schnell in den Verbandraum I» sagte atemlos ein Matrose. Ungekämmt setzte ich rasch meine Matrosenkappe auf den Kopf und eilte in den Verbandraum. Da lag, schwer atmend, mit halbgeschlossenen Augen, ein grosser, junger Matrose. Er blutete ein wenig aus dem Munde, doch weiter sah man keine äusseren Verletzungen an ihm. «Haben Sie Major Baldacci schon verständig?», fragte ich den diensthabenden Arzt. «Er rasiert sich noch, wird aber bald kommen», lautete die Antwort. Major Baldacci, der neue Chef der chirurgischen Abteilung, kam in einigen Minuten und stellte einen komplizierten Hüftenbruch fest. Seine Diagnose wurde durch das Röntgenbild bestätigt. Schade, dass der Mann nur mit dem Bein

unter die Röntgenplatte kam. Sonst wäre die Diagnose anders ausgefallen. Ob das etwas genützt hätte, weiss ich allerdings nicht. So legten wir dem Matrosen einen Gipsverband an und schafften ihn ins Bett. Der Junge war auf dem Wege in das nächst liegende Dorf gewesen. Die Strassen waren von deutschen Autokolonnen angefüllt. Die schweren Lastwagen rollten der Küste entlang nach dem Norden. Der junge Matrose hatte sich dicht an die Strassenmauer gelehnt, aber ein Camion war etwas zu stark rechts gefahren und so geschah der Unfall. Später stellte es sich heraus, dass dem Matrosen der Brustkorb zerquetscht worden war. Nachdem wir ihm den Gipsverband angelegt hatten, versuchte ich, ihm etwas Limonade zu geben. Gierig saugten seine aufgesprungenen Lippen die Flüssigkeit auf. Er war ständig bewusstlos. Nur hie und da stöhnte er leise. Am Nachmittag war der Junge tot. Es war grauenhaft, diesen schönen, jungen Körper leblos vor sich liegen zu sehen. Armer lieber Junge, dachte ich, als ich ihm die Augen zudrückte und ein weisses Tuch über ihn breitete. Gegen 6 Uhr rief man mich in die Direktion. Dort standen zwei deutsche Ärzte. «Oberleutnant Engel». «Leutnant Fritze», stellten sie sich vor. Ich sollte ihre Mitteilungen ins Italienische übersetzen. Die beiden Ärzte waren gekommen, um sich wegen dieses Unfalles, den ein deutscher Wagenlenker verursacht hatte, zu entschuldigen. «Wie geht es dem Kranken», fragte Dr. Engel. «Er ist soeben gestorben, Herr Oberleutnant», antwortete ich. «Es tut uns leid. Der Schuldige wird streng bestraft werden. Können wir etwas für die Familie des Toten tun?», lautete die Antwort. Ich musste die Sätze des italienischen Offiziers übersetzen: «Wir danken Ihnen für Ihren Besuch. Wir werden die Familie verständigen.»

Nach einer Woche kam ein ällicher Mann auf die chirurgische Abteilung und fragte, wo Zimmer 12 sei. Es war jetzt keine Besuchszeit und daher war ich etwas verwundert, den Mann hier anzutreffen. Da ich in Eile war, zeigte ich ihm dennoch Zimmer 12 und ging in den danebenliegenden Krankensaal, wohin ich gerufen worden war. Kaum hatte ich die Türe hinter mir geschlossen, als der Mann von vorhin eintrat, einen langen Blick ins Zimmer warf und dann von einem Bett zum anderen ging. Dann ging er wieder hinaus und ich ihm nach, denn der Fremde schien mir verwirrt, ja geradezu verstört. Er trat in ein anderes Krankenzimmer. Es war klar, dass er jemanden suchte. Plötzlich begann er leise zu rufen: «Wo ist denn mein Sohn? Giorgio, mein Sohn, wo bist Du?» Dann wurden seine Rufe immer lauter. Unheimlich tönte seine Stimme durch die Gänge. «Wo ist mein Sohn?» Schwester Jelka trat zu mir und flüsterte mir zu: «Erinnerst Du Dich noch an den italienischen Matrosen, der von einem deutschen Lastwagen zerquetscht wurde? Wir verständigten damals die Familie vom Unfall, doch haben wir die Todesanzeige noch nicht weggeschickt. Das ist sein Vater. Er ist mit dem Flugzeug aus Italien gekommen und sucht den Kleinen.»

«Wer macht diesen unerträglichen Lärm in den Gängen?», schrie Major Baldacci und riss die Tür des Verbandraumes auf. Ich wollte einen Zusammenstoss zwischen dem Major und dem Vater des Toten vermeiden. Ich ging dem fremden Manne in einen Krankensaal nach und nahm ihn an der Hand. Er liess sich führen wie ein Kind. Ich führte ihn hinaus in den Garten, hinauf auf den Hügel, wo der kleine Friedhof liegt und wo sein Sohn ruhte. Vor einem kleinen, schwarzen Holzkreuz machten wir halt. Mein Begleiter hatte bis jetzt kein

Wort gesprochen. Von dem Augenblicke an, da ich ihn an der Hand nahm und wegführte, hatte er aufgehört zu rufen. Jetzt stand er mit leeren, ausgetrockneten Augen vor dem Grabe seines Sohnes, während es mir entsetzlich die Kehle zuschnürte und ich in Schluchzen ausbrach. Dann machte er mir ein Zeichen mit der Hand, ich solle mich entfernen. Von weitem sah ich dann den Fremden vor dem Grabe niederknien und sah, wie er den steinigten Sand mit ungeschickten Fingern streichelte. Ich dachte, er werde noch zurück ins Spital kommen, um sich nach den Einzelheiten des Unfalles zu erkundigen. Doch er kam nicht. Als ich nach einigen Tagen auf den Friedhof ging, um frische Blumen auf ein Grab zu tragen, sah ich um das kleine, schwarze Holzkreuz, das das Grab des toten Matrosen schmückte, eine silberne Kette hängen: der Vater mochte sie wohl hingetan haben. Dieses frische Grab mit dem Kreuz und der Kette erzeugte in mir genau die gleiche Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung wie der Anblick des toten Matrosen, dessen schöner, jugendlich-starker Körper als leblose, unbewegliche Masse vor mir gelegen hatte und in dessen kindlichen Gesichtszügen die grosse Frage zu lesen war: «Warum muss ich sterben?»

Ein englisches Unterseeboot in der Bucht von Kotor

In der kleinen Stadt Hercegnovi, die unweit des Spitals von Meline liegt, befanden sich in einem Hotel eine Anzahl englischer und amerikanischer Diplomaten, sowie Mitglieder der englischen Kolonie in Belgrad, die, vor den Deutschen flüchtend, immer weiter vorwärts getrie-

ben wurden, bis sie schliesslich an der Küste angelangt waren und hofften, von hier aus ihren Weg nach Malta fortsetzen zu können. Inzwischen wurde aber Hercegnovi, sowie der gesamte dalmatinische Küstenstreifen von den Italienern besetzt und die Engländer und Amerikaner interniert. Wohl jede Besetzung bringt viel Aufregung für die Zivilbevölkerung mit sich und so rannten auch die Einwohner von Hercegnovi aufgeregt durch die Strassen des Städtchens und berichteten unaufhörlich die phantastischsten Nachrichten, so dass man schliesslich erstaunt war, Italiener und nicht Japaner einmarschieren zu sehen. Inzwischen sassen die Engländer und Amerikaner im Garten des Hotels, das ihnen als vorläufiger Internierungsort diente, spielten Bridge und Tischtennis und schienen sich um die Ereignisse überhaupt nicht zu kümmern. Wenn ich in die Stadt fuhr, um dort dienstliche Besorgungen zu machen, hatte ich Gelegenheit, sie zu sehen. Sie taten vollkommen unbeteiligt und schienen sich ausschliesslich dem Bridge und Tischtennis zu widmen. Zweifellos hatten viele von ihnen die Bombardierung Belgrads erlebt und mochten andere unangenehme Reiseerlebnisse hinter sich haben; trotzdem taten sie, als seien sie zum Kuraufenthalt gekommen. Diese Ruhe und Haltung der anglo-amerikanischen Internierten beeindruckte sowohl die Zivilbevölkerung wie auch die Italiener.

Eines Tages herrschte auf der Spitalterrasse grosse Aufregung. Als ich dem Lärm folgend, mich unter die Anwesenden mischte, erfuhr ich, dass einige hundert Meter vor uns ein Unterseeboot gesichtet worden sei. Jeder versuchte etwas zu erblicken und ein italienischer Offizier rannte alsbald mit einem Feldstecher herbei. Inzwischen hatte sich jedoch das Wasserfahrzeug so weit der

Küste genähert, dass man einwandfrei auch mit blossen Auge feststellen konnte, dass es sich um ein Unterseeboot handelte. Dass es eine weisse und eine englische Flagge trug, erregte noch mehr unser Interesse. Bald sprach es sich herum, dass dieses U-Boot gekommen sei, um die englischen und amerikanischen Diplomaten und übrigen Zivilpersonen abzuholen, die auf Grund eines Abkommens gegen Deutsche und Italiener ausgetauscht werden sollten. Die Aufregung dauerte noch etwa eine halbe Stunde, dann liess uns die Arbeit diese kleine Episode vergessen und als wir zu Mittag assen, sprach keiner mehr über das englische Unterseeboot, das einige hundert Meter von der Küste entfernt im offenen Meere ankerte.

Die Mittagspause wurde von den Krankenschwestern meist zu einem Bad im Meer ausgenützt und so begaben wir uns kurz darauf an den Strand. Es war herrlich, hinauszuschwimmen, bis zu einer nahen winzigen Insel, wo man ungestört Nacktkultur treiben konnte. Ich hatte mich kaum einige Meter von der Küste entfernt, als ich plötzlich durch eine riesige Welle hochgerissen wurde. Gleichzeitig hörte ich ein höllisches Tosen, einige Bomben hatten unweit eingeschlagen. Ich dachte zuerst, es seien alliierte Flugzeuge, die einen Raid gegen Hercegnovi starteten. Inzwischen war ich rasch ans Ufer geschwommen, wo zitternd einige Kolleginnen im Sand lagen und nicht aufzublicken wagten. Ich warf mich sofort zu Boden, da inzwischen einige Flugzeuge ganz tief über unsere Köpfe hinwegbrausten und man das Geknatter von Maschinengewehren hörte. Dann blieb es eine Weile still und wir liefen in aller Eile dem Spital zu, das uns am sichersten erschien.

Hier herrschte ein furchtbares Chaos. Die Verwundeten

waren aus ihren Betten gesprungen und eilten so gut sie konnten in den Keller. Diejenigen, die sich nicht bewegen konnten, lagen angsterstarrt da und murmelten Gebete. Bald darauf setzte der Angriff wieder ein, und der ganze Bau erzitterte von in unmittelbarer Nähe des Spitals einschlagenden Bomben.

Bald erfuhren wir, dass es nicht alliierte, sondern deutsche Flugzeuge waren, die ihre Bomben auf das englische Unterseeboot abzuwerfen suchten. Da wir nun wussten, dass sich der Angriff nicht gegen die Stadt richtete, sahen wir dem ungleichen Kampf mit mehr Ruhe zu. Etwa 10 Stukas kreisten über dem Meer und stürzten sich abwechselnd auf das Unterseeboot, das seinerseits das Feuer auf die Angreifer eröffnet hatte. Wir sahen noch deutlich die weisse Fahne, bevor das Boot endgültig sank. Die Stukas meinten es getroffen zu haben, da sie die Verfolgung aufgaben, in Wirklichkeit aber steuerte es Malta zu. Der Angriff erfolgte vor Ablauf der Aufenthaltsfrist, die dem englischen Kapitän gewährt worden war. Wir erfuhren niemals, ob es sich um einen Irrtum oder eine gewollte und geplante Aktion gehandelt hatte. Doch lange sprach man noch von dem tapferen englischen Kommandanten, der gegen eine so grosse Übermacht den Kampf nicht scheute und das Feuer erwiderte.

Italiens Balkanfront

Man hörte oft, Italien habe in diesem Krieg eigentlich nichts gewonnen. Abgesehen davon, dass es alle seine Besitzungen wieder hergeben musste, brachten selbst zur Zeit der Eroberung die neubesetzten Gebiete den Italienern eher Lasten als Vorteile. Besonders in Bezug auf

Dalmatien bewahrt diese Behauptung volle Richtigkeit. Ein Land voller Naturschönheiten, doch arm: Felsen, Berge, Steine, Meer. Vom Meere aus gesehen, erblickt man einen schmalen, weiten Küstenstreifen und gleich dahinter hohe, dunkle Berge – Montenegro. Hinter Kotor, dem wichtigsten Hafenstädtchen der montenegrinischen Küste, erhebt sich fast senkrecht emporsteigend der Lovcen mit seinen ungeheuren, kahlen Felsmassen. An den Hängen dieser Berge gibt es fast keine Vegetation. Selten nur wächst ein dürres Gestrüpp aus dem grauen Gestein. Und rau, wie die Natur, sind auch die Menschen: noch immer fast abgeschlossen von der Welt, nur von letzten leisen Wellen der europäischen Kultur berührt, bis in die allerjüngste Zeit im ewigen Kampf mit räuberischen Nachbarn, haben sich die Montenegriner ihre wilden, zornigen Sitten erhalten, ungezähmt und ungefesselt leben sie hier noch ihre Leidenschaften aus.

Es war nach der für das alte serbische Zarenreich so unglücklichen Schlacht von Kosovo mit den Türken im Jahre 1389, als ein Teil des Serbenheeres sich in die Schwarzen Berge zurückzog, um dort frei und unabhängig vom Türkenjoch leben zu können. Das kleine Staatswesen wurde zuerst von den Vojvoden, den obersten Anführern im Kriege, geleitet, 1515 ging die Herrschaft an die Metropolit, die kirchlichen Oberhäupter über, deren bedeutendster wohl der Bischof Petar Petrovitsch Njegosch war, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelebt und sich als Dichter des «Bergkranz» einen Namen gemacht hatte. Montenegro war eine Art Kirchenstaat geworden, in welchem die Krieger jedoch die herrschende Klasse bildeten.

Die Geschichte Montenegros ist nichts anderes als eine fast fortwährende erbitterte Abwehr gegen die Einfälle

übermächtiger Türkenheere. Und wenn es auch Zeitabschnitte offiziellen Friedens gab, so erkannten die benachbarten albanesischen Grenzstämme einen solchen doch nie an, und betrieben Raubzüge auf eigene Faust. April 1941. Die dalmatinische Küste und vor allem ihr südlicher Teil, der zu Montenegro gehört, ist von Flüchtlingen überfüllt. Aus allen Teilen des Landes, aber hauptsächlich aus den bombardierten Städten, sind die Menschen hierher geeilt; Frauen, Kinder, Greise und alle, die nicht mobilisiert waren, suchten Rettung an der blauen Küste der Adria. Teils folgten sie ganz phantastischen Nachrichten, nach denen die englische Flotte bereit sei, im Falle einer Niederlage die Flüchtlinge aufzunehmen. Andere wieder hofften, die unwegsamen Gebirge könnten die motorisierten Truppen aufhalten und die Küste werde daher gegen alle Angriffe zu halten sein. Andere wieder kamen nach Montenegro, ursprünglich ein ganz anderes Ziel verfolgend, doch in dauernder Flucht vor den Stukas immer weiter getrieben. Da hausen sie in engem Durcheinander, die, ihr Hab und Gut dem Ungewissen überlassend, das nackte Leben retten wollten. Die allgemeine Unkenntnis über den tatsächlichen Verlauf der Dinge war vollkommen. Immer wieder hörte man sagen, die Türkei habe Deutschland den Krieg erklärt und habe die bulgarische Grenze überschritten. Zeitungen gab es keine. Die Belgrader Sendestation wurde bereits anlässlich des ersten deutschen Fliegerangriffs auf die Hauptstadt zerstört. Man dachte, der Krieg werde jahrelang dauern, und wenn man auch nicht hoffte, Jugoslawien werde allein die Achsenmächte besiegen können, so hoffte man doch, bis zum Endsieg der Alliierten durchzuhalten. Die Nachricht von der Kapitulation des jugoslawischen Heeres kam so unverhofft, dass

man tagelang an deren Richtigkeit zweifelte. Aber bald sah man die zurückkehrenden Soldaten, die müde und abgekämpft zu Fuss ihre Heimatorte zu erreichen suchten. Die an die Küste geflüchteten Zivilisten verursachten das grösste Chaos. Alle suchten irgendeine Möglichkeit, sich zu retten, und in diesem Wunsche kamen sie auf die sonderbarsten Einfälle. Unterseeboote wollten sie mieten, in Flugzeugen nach Ägypten fliegen, in Fischerbarken bis nach Malta gelangen und derlei mehr. Die dunklen Elemente der Gesellschaft kamen auf ihre Rechnung, indem sie diesen Leute für astronomische Summen phantastische Rettungspläne vorgaukelten. Die Besetzung der Küste und Montenegros spielte sich fast reibungslos ab. Wie in diesen Fällen üblich, wurden sogleich Verordnungen der italienischen Militärbehörden angeschlagen, die zur sofortigen Ablieferung der Waffen aufforderten und deren Nichtbefolgung die Fehlbaren unter Todesstrafe setzten. Aber die Waffen wollten und wollten nicht einlaufen. Von Tag zu Tag wurde der Ablieferungstermin verlängert, doch ohne jeglichen Erfolg. Der offizielle Kampf war beendet, der Guerillakrieg sollte beginnen.

Montenegro besitzt fast keine Strassen im westeuropäischen Sinne des Wortes. Die Verbindungsstrecken sind eher Wege, holprig, staubig, in der Regenperiode schlammig, in der Hitze einer Wüste gleich. Die italienischen motorisierten Truppen konnten sich nur mit grosser Mühe fortbewegen. Wiederholt versicherten mir Soldaten, eine Stunde auf dem Motorrad durch Montenegro sei ärger als drei Tage ununterbrochenen Trommelfeuers. Aber diese Wege sind die einzigen und die Okkupationstruppen mussten sich ihrer bedienen, auch wenn sie noch so schlecht waren.

Die Montenegriner, in ihrer überwältigenden Mehrheit, haben den Befehl, die Waffen zu strecken, nicht befolgt. Sie haben sich mit ihren Flinten und Maschinengewehren in die zahlreichen Schluchten ihrer Berge zurückgezogen, um bald darauf einen blutigen Kampf gegen die Besetzer des Landes zu liefern. Die Italiener dachten sie durch Vergeltungsmassnahmen einschüchtern zu können. So wurden viele montenegrinische Dörfer einfach niedergebrannt. Doch dem Montenegriner liegt wenig an seiner Behausung. Sein wahres Heim sind die Felsen und Höhlen seiner Berge. Und auch die Frau, obwohl sie hier fast die Rolle einer Sklavin spielt, nahm teil am Kampfe, sei es als Kampfgenossin ihres Mannes, sei es, dass sie ihm in seinen Schlupfwinkel die nötige Nahrung brachte.

Man sagt, die Montenegriner seien Revolutionäre. Dies ist nur teilweise richtig. Der Montenegriner hängt mehr als jeder andere Volkszugehörige an der Tradition. Nirgends hat sich die patriarchalische Lebensweise reiner erhalten als in Montenegro. Doch die montenegrinische Tradition ist eben der Kampf! Wenn sich die montenegrinischen Freiheitskämpfer auch diesmal in die Berge zurückzogen, so taten sie damit nichts Neues. Sie gehorchten vielmehr einem alten Gesetz, das für sie heilig ist: sich der Unterdrückung entziehen und die Freiheit verteidigen. Der Montenegriner beugt sich keinem Zwange; er ist der geborene Feind jeder staatlichen Ordnung. Der Individualismus ist hier auf die Spitze getrieben und kennt anderweitig nicht seinesgleichen. Jeder schlug zu, auf eigene Faust. Und so wie ihre Vorfahren sich um die Klöster versammelten, die die Heimstätten der Erhebung waren, so waren auch diesmal die Popen die geistigen Führer ihrer Kämpfe. Und wie vor vielen, vie-

len Jahren im Kampfe mit den Türken sich die Aufständischen des Nachts um ein Feuer scharten, um dem blinden Geiger, dem «Guslar», der von den Heldentaten der Ahnen erzählte, zu lauschen, so versammelten sie sich auch diesmal nachts in ihren Verstecken, und düster-eintönig erklang das uralte Kriegslied: «Bereitet ihr Männer euch vor zum Kampf!»

Der Partisanenkampf beginnt

Das Leben nahm seinen Fortgang. Wir arbeiteten wie früher, anstrengend und unaufhörlich. So manches hatte sich geändert. Die jugoslawischen Soldaten und Offiziere waren gefangen genommen und nach Italien geschickt worden. Die serbischen Aufschriften in den Abteilungen wurden abgenommen und durch italienische ersetzt. Die italienischen Ärzte waren mehr oder weniger freundlich, zurückhaltend und korrekt. Wohl waren sogenannte «Liebestragödien» im Spital an der Tagesordnung, aber der Rhythmus der Arbeit wurde dadurch nur wenig betroffen. Major Baldacci, Chef der chirurgischen Abteilung, war streng, unfreundlich und unangenehm. Seine Befehle waren oft unverständlich und unausführbar. Sandra hatte mit ihm bereits einige Auseinandersetzungen gehabt. Mir warf er einmal während einer Operation eine Pinzette an den Kopf, weil es nicht die richtige war, die ich ihm gereicht hatte. Die Atmosphäre war gedrückt. Ich weiss nicht, ob ich die Italiener hasste. Ich glaube nicht. Ich verachtete sie auch nicht. Sie störten mich, ihre Anwesenheit wirkte wie ein Fremdkörper im Auge. Nicht, dass sie sich auffallend schlecht benahmen. Wir konnten uns nicht beklagen. Bis auf die Zudringlichkeit

einiger Offiziere gab es keinen Anlass zu Beschwerden. Und doch waren wir nicht zufrieden. Etwas lag in der Luft. Etwas sollte man tun, fühlte jeder. Es hat keinen Sinn, so weiter zu machen. Vor dem Spital stand ein ehemaliger jugoslawischer Unteroffizier, Stankac. Warum er dableiben durfte, wussten wir nicht. Er kontrollierte die Leute, die das Spital betraten und bewachte unser Kommen und Gehen. Eines Tages schrie er mich an, als ich das Spitaltor passierte, und ihn mit einem «guten Abend» begrüßte: «Weisst Du nicht, dass man den Arm zum Grusse erheben muss, Du Bolschewistin? Von jetzt ab kommt jeder ins Kittchen, der nicht mit dem Fascistengruss grüsst!» Ich war also als Bolschewistin verschrien, dachte ich. Das kann ja weiter nichts schaden. Die Frechheit wollte ich mir aber dennoch nicht gefallen lassen und erstattete dem diensthabenden italienischen Offizier Bericht über den Zwischenfall. Die Sache endete schliesslich damit, dass Stankac zwei Tage ins Loch kam und sich bei mir öffentlich entschuldigen musste. Was den Fascistengruss anbelangt, so war er für uns im Umgang mit dem italienischen Militär nicht zur Pflicht gemacht, und wir fuhren fort, zu salutieren. Stankac aber hatte von diesem Tage an einen unbändigen Hass gegen mich. In seinen Augen funkelte die Begierde, mir schaden zu können.

Eines Tages steckte mir Sandra beim Verbinden ein Zettelchen zu. Ich ging kurz darauf in den Garten und las diese mysteriöse Botschaft. «Patrioten! Wir müssen den Feind aus unserer Heimat vertreiben. Dazu müssen wir uns organisieren und bewaffnen. Komm auch Du zu unserer Versammlung von montenegrinischen Patrioten, Dienstag abends um 21 Uhr bei Franko G.» Ich faltete den Zettel rasch zusammen, denn Major Baldacci lief die

Stiegen herunter und brüllte schon von weitem: «Schwester Ljuscha, das ist eine bodenlose Frechheit. Sie gehen da während der grössten Arbeit in den Garten und lesen Liebesbriefe. Aber jetzt habe ich es satt. Jetzt bekommen Sie drei Tage Arrest.» «Gut, dass er das Ding da für einen Liebesbrief hält», dachte ich im Stillen. Drei Tage Loch waren übrigens eine gute Gelegenheit, mich einmal richtig auszuschlafen. Daher kam ich dem wütenden Major ganz ruhig entgegen und erwartete die Fortsetzung des Donnerwetters. «Kommen Sie sofort mit!», und er führte mich in die Direktion, wo er eine lange Rede über mein schlechtes Verhalten hielt. Schliesslich wurde ich ins Arrestlokal geführt. Eine Holzpritsche stand da – und das genügte. Ich musste gar nicht lange warten und obwohl es erst 11 Uhr vormittags war, schief ich glatt ein. Ich bedauerte allerdings sehr, dass ich am Abend nicht zu der Versammlung gehen konnte, von der im Zettel die Rede war. Jedenfalls würde ich Sandra genau ausfragen, was es dort gegeben habe, nahm ich mir vor. Am zweiten Tage wurde ich vorzeitig aus dem Arrest geholt, da einige deutsche Verwundete eingetroffen waren und es niemanden gab, der ihre Personalien aufnehmen konnte. Der Rest der Strafe wurde mir gnädig erlassen.

Am Abend im Zimmer fragte ich Sandra nach der Versammlung. «Schweig, Ljuscha, wir reden ein anderes Mal darüber.» Warum war Sandra so vorsichtig, so misstrauisch? Gab es etwa unter uns Verräter, denen sie zutraute, dass sie uns angeben könnten? Jedenfalls brannte ich vor Neugierde und war wütend, dass Sandra plötzlich ganz still geworden war.

Gegen 5 Uhr morgens zupfte jemand an meinem Kissen. Sollte es schon Zeit zum Aufstehen sein? Es war

Sandra. «Steh auf, wir gehen ein wenig in den Garten», sagte sie. Rasch wusch ich mich, zog mich an und wir gingen zum Meeresufer. «Ich bin nicht sicher, ob alle die Mädchen, mit denen wir schlafen, aufrichtig sind. Ich habe einen gewissen Verdacht, doch will ich noch nichts sagen, solange ich keinerlei Beweise habe. Jedenfalls ist es besser, vorsichtig zu sein. Also pass auf: Du weißt doch, dass sich lange nicht alle Soldaten und Offiziere unserer Armee ergeben haben. Viele von ihnen sind in die Berge und Höhen gezogen mit ihren Waffen und dem nötigen Proviant. Ihnen haben sich andere Männer und Frauen angeschlossen, die ebenfalls kämpfen wollen. Es gilt jetzt, den Feind aus dem Lande zu treiben.» «Ja, Sandra, ich verstehe sehr gut», antwortete ich. «Aber was sollen wir hier im Spital anfangen? Glaubst Du, dass auch wir richtige Arbeit machen können?» «Du bist ein Kind, Ljuscha. Freilich können wir das und wie noch dazu. Du hast keine Ahnung, was wir alles zu tun haben. Siehst Du, hier die vielen italienischen Offiziere. Die wissen ja mancherlei, was für unsere Leute sehr nützlich wäre. Du weißt ja, dass manche von ihnen sehr gutgläubig sind. Von denen können wir verschiedenes erfahren und den Partisanen mitteilen. Dann gibt es hier so viele Medikamente und Instrumente. Das haben sie uns doch alles gestohlen. Wenn wir nun manches den Partisanen bringen, so ist das nur recht und billig. Findest Du nicht?» Ich bejahte. «Dann gibt es noch eine Aufgabe: Du weißt doch, dass unsere Schlafzimmer ganz hoch liegen und man von ihnen aus weit hinaussehen kann. Nun ist es oft wichtig, den Partisanen Signale zu geben, ob ihnen Gefahr droht oder ob Nachschub im Anmarsch ist. Dazu sind unsere Fenster ausgezeichnet geeignet. Wir tun, als ob wir rauchen. Wenn wir Gefahr

merken, zünden wir drei Zündhölzchen an und dann leuchtet es hinüber zu den Freunden, die wir so von der Gefahr verständigen. Siehst Du, das alles können wir hier machen und dann haben wir versprochen, dass immer eine von uns auch hinüber zu den Partisanen gehen wird. Du weisst doch, dass wir jetzt alle Anrecht auf einige Tage Urlaub haben. Wir werden es uns eben so einteilen, dass wir den Urlaub nehmen und hinüber in die Berge gehen. Wir kommen aber wieder zurück, weil Du doch gesehen hast, wieviel Arbeit es auch hier für uns gibt. Verstehst Du jetzt?»

Ja, ich hatte verstanden. Und ich war begeistert. Irgendwie wich die Spannung von mir, der Alpdruck, der seit Kriegsausbruch auf mir gelastet hatte. Ich dachte an Mirko. Genau wie damals war ich plötzlich ganz ruhig und befriedigt. Ich erzählte Sandra von Mirko. «Siehst Du, Ljuscha, so wie er, haben es Unzählige gemacht. Sie alle haben den Dolch mitgenommen. Aber in den Bergen und Schluchten, da haben sie Waffenlager und Munitionsdepots angelegt. Stelle Dir nicht vor, dass das Räubergeschichten sind, die ich Dir erzähle. Das ist alles vorbereitet gewesen. Du weisst ja, was für eine Verräterclique jahrelang bei uns regierte. Da mussten andere, verantwortungsvolle Elemente eben vorsorgen. Also bist Du einverstanden, mitzumachen, Ljuscha?» «Selbstverständlich, und wie gerne ...», antwortete ich. Ein Händedruck bekräftigte unsere Unterhaltung. Inzwischen war es 6 Uhr geworden und bald hiess es, die Arbeit wieder aufnehmen. «Wer macht noch mit von uns?» «Mara ist dabei, Jelka und Anka. Ich weiss noch nicht, was Tanja machen wird. Hüte Dich jedenfalls vor Barbara, die kommt mir etwas verdächtig vor. Und behalte alles für Dich. Niemandem ein Wort sagen. Bald bekommst Du

konkrete Aufgaben!» «Ist recht, Sandra, wir sprechen noch darüber!»

An diesem Tage wurde ein italienischer Soldat in schwerverwundetem Zustande ins Spital eingeliefert. Er war unfähig, etwas über die Umstände seiner Verwundung auszusagen. Immer zeigte er aus dem Fenster: «Dort oben, dort oben ...» aber weiter kam er nicht. Die Ärzte sahen einander fragend an. Sollte er überfallen worden sein. Und wer hätte ihn so zugerichtet? Sie wussten keine Antwort. Ich aber schwieg und dachte an die Worte Sandras. Der Italiener tat mir leid. Warum hatten sie den Jungen überfallen? Diese Frage zwischen Mitleid und Pflicht sollte ich mir noch oft stellen. Würden noch weitere Verwundete hier eintreffen? fragte ich mich im Stillen. Ich hätte gerne noch mehr von den Kämpfen in den Bergen erfahren. Doch ich musste warten, bis Sandra wieder Zeit für mich hatte. Ich sehnte ungeduldig den Augenblick herbei, da ich eine konkrete Aufgabe erhalten würde. An diesem Abend schlief ich wieder mit Hoffnung im Herzen ein. Das Leben hatte einen neuen Sinn für mich erhalten. Jetzt wusste man, wofür man da war. So erfuhr ich das erste Mal vom Partisanenkampf in Montenegro. Bald darauf sollte die ganze Gegend in hellem Aufruhr sein. In dieser Nacht aber blieb noch alles ruhig.

Ein Selbstmord

Marko war an dem Tage verwundet worden an dem ich nach Meline kam. Einige Bombensplitter hatten sich in seine Gedärme verirrt. Obwohl er einige Male operiert wurde, konnte man nicht alle Splitter entfernen. Ausser-

dem war Marko auf einem Auge erblindet. Marko war ein langer, dünner bosnischer Bauer, der vier Kinder hatte. Seitdem ich ihn kannte, hatte er immer ein düsteres, nachtwandlerisches Aussehen. Die meiste Zeit lag er apathisch im Bett. Oft stöhnte er. Einmal hatte ich ihn in der Nacht weinen gesehen. «Warum weinst Du, Marko?» fragte ich ihn. «Ich will heim, Schwester», lautete die Antwort.

Markos Verdauung streikte. Er galt als medizinisches Wunder. Immer, wenn deutsche Ärzte auf der Durchreise in unser Spital kamen, wurde Marko vorgeführt und sein Fall erklärt. Seit seiner Verwundung waren schon lange Wochen vergangen und Marko hatte sich noch nicht ein einziges Mal entleert. Dabei ass er verhältnismässig viel. Manchmal erbrach er. Er verlangte ständig einen heissen Wasserbeutel, den er sich auf den Bauch legte. Das war das Einzige, das ihm einigermaßen Linderung verschaffte. Marko hatte grosse Schmerzen, doch in seiner hilflosen Ungeschicklichkeit, mit seinen grossen Augen, den langen, dünnen Beinen wirkte er eher lächerlich als bemitleidenswert. Wir alle waren ungerecht zu Marko. Für uns war er einfach das medizinische Wunder. Wir hatten uns mit seinem Verdauungsstreik längst abgefunden. Automatisch bekam er jeden Abend ein halbes Glas Rizinusöl. Wenn Marko jammerte, hörten wir kaum zu. Einmal lief er davon, doch wurde er schnell wieder festgenommen, da er im Nachthemd und Bettschuhen nicht schwer zu identifizieren war. Eines Morgens kam ich in den Krankensaal wo Markos Bett stand. Es war leer. «Wo ist Marko?» fragte ich seinen Bettnachbarn, einen stämmigen Muselman. «Er ist schon seit einer Weile nicht mehr im Saal», erklärte dieser. Ein eigenartiges Gefühl überkam mich.

Sollte Marko etwa... Nein, das war ja unmöglich! Ich begann die Kranken zu waschen. Doch es liess mir keine Ruhe. Ich liess einen Patienten liegen und lief hinaus. Im Gang traf ich Barbara. «Hast Du Marko aus Zimmer 12 nicht gesehen?», fragte ich sie. «Nein», lautete die Antwort. Nachdem ich noch einige Leute nach Marko gefragt hatte, befahl mich die Angst. Ich lief in die Direktion und äusserte meine Bedenken. Dann begann die Suche. Es dauerte lange, ehe wir Marko fanden. Der Spitalkomplex war riesig und wir gingen in alle Abteilungen, in alle Zimmer und übrigen Räume. Schliesslich fanden wir Marko auf einer Terrasse – tot. Er hatte sich erhängt. In seiner Tasche wurde ein Abschiedsbrief gefunden, in dem er schrieb, er sei der Schmerzen müde und habe die Hoffnung auf Heilung aufgegeben. «Wäre ich zu Hause gewesen, so hätte ich vielleicht gesund werden können. Jedenfalls hätte ich meine Leiden eher ertragen. Hier aber kann ich es nicht mehr aushalten. Meine vier Kinder mögen mir verzeihen. Gott segne sie.» Wir waren alle sehr bekümmert und schuldbewusst. Alle hatten wir es an Verständnis für Marko fehlen lassen. Und wir sahen einander verschämt an, wenn über Marko gesprochen wurde.

In unserem Spital waren auch mehrere hohe jugoslawische Offiziere untergebracht, die während der Kämpfe leicht verletzt worden waren und hier zur Pflege weilten. Sie galten als Gefangene der Italiener, doch da sie als Verwundete ins Spital eingeliefert worden waren, waren Verhandlungen im Gange, sie nach ihrer Heilung nicht in ein Lager nach Italien zu bringen, sondern sie zu repatriieren. Unter diesen Offizieren befanden sich auch ein junger Professor der Belgrader Universität und ein bekannter Belgrader Ingenieur. Die beiden beschlossen,

bei der Spitalsleitung darum anzusuchen, den Sarg des toten Marko zu seiner letzten Ruhestätte tragen zu dürfen. Ihrem Wunsche wurde entsprochen. Jeder, dem es möglich war, war zum Begräbnis gekommen. Im Tode endlich würdigten wir Markos Martyrium, während wir ihn vorher verlacht hatten. Als wir zurückgekommen waren, ging ich mit den beiden jugoslawischen Offizieren in deren Zimmer, wo äusser ihnen noch ein Oberst untergebracht war. Der Herr Oberst Brankitsch schien sehr ungehalten. Ich fand es besser, das Zimmer zu verlassen, die Atmosphäre war zu gespannt. «Bleiben Sie, Schwester Ljuscha, ich will Ihnen etwas sagen», begann Oberst Brankitsch. «Ja, Herr Oberst.» «Ich finde es unstatthaft und unseren militärischen Vorschriften wie unseren Traditionen zuwiderlaufend, dass Offiziere den Sarg eines gewöhnlichen Soldaten tragen. Diese Haltung ist mir unverständlich. Meiner Ansicht nach müssten wir gerade in der Gefangenschaft Haltung bekunden. Darum erkläre ich hiemit feierlich, dass ich nach dem Kriege unserer obersten Militärbehörde über das Verhalten der Offiziere Trifunoyutsch und Antonijevitsch berichten werde. Sie können gehen, Schwester.»

Er hätte es mir nicht sagen müssen. Ich wäre ohnedies gegangen. Die Rede des Obersten Brankitsch gab mir einen kleinen Einblick in die Mentalität gewisser serbischer Offizierskreise. Es war zum Heulen. Dieser selbstherrliche Oberst wollte nach dem Kriege seine Kameraden aus der Gefangenschaft anzeigen, weil sie den Sarg eines toten jugoslawischen Soldaten zu Grabe getragen hatten, eines Kämpfers, der für seine Heimat seine Gesundheit geopfert und schliesslich das Leben gelassen hatte. Es war unglaublich. Selbst bis in die Gefangenschaft, selbst bis in den Tod waren diese Männer von

Grund auf undemokratisch und verlogene. Militärische Traditionen? Hatten vielleicht die serbischen Bauern, die mit der Waffe in der Hand in zähem, jahrhundertelangem Kampf die Türken aus dem Lande jagten, darnach gefragt, ob sie den Sarg eines toten Kameraden von einem Offizier oder von einem Soldaten tragen lassen sollen? Aber dieser verlogene Geist, der Oberst Brankitsch beseelte, war leider tief in gewisse militärische Kreise des Landes eingedrungen. Viel hatten diese Herren mit ihrer sogenannten Disziplin erreicht. Wenn ein Soldat nicht stramm genug salutierte, schlugen sie ihm das Gesicht blutig. Ich hatte gesehen, wie ein serbischer Hauptmann einen Soldaten, dessen Schuhe nicht sauber genug waren, so verprügelte, dass der Kerl in Ohnmacht fiel. Dann liess er ihn solange im Loch, bis die Spuren der Misshandlungen unsichtbar geworden waren. Und wehe dem Soldaten, der sich darüber beklagt hätte. Aber wer stand heute in den Bergen, Gewehr bei Fuss, lieber tausend Gefahren und Leiden auf sich nehmend, anstatt zu kapitulieren? Sie waren es, die Soldaten, die man verprügelt und beschimpft hatte. Ich wette, die Herren von der gleichen Sorte wie Oberst Brankitsch waren nicht dabei. Heute weiss ich, dass ich mich damals nicht getäuscht hatte.

14. Juli 1941

Seit Wochen schon hatten wir diesen Tag vorbereitet. Bis jetzt war alles still geblieben. Schon dachten die Italiener und die Deutschen, alle Geschichten über die Montenegriner, die von deren kämpferischem Geist sprachen, seien nichts anderes als «Greuelpropaganda». Sie fanden das Land friedlich und ruhig, die Menschen

freundlich und zugänglich, die Mädchen schön, nur ein wenig zu stolz. Alles in allem fühlten sich die Besatzungstruppen äusserst sicher und schienen sich sehr gut zu unterhalten, da sie Tanzabende und Schützenfeste am laufenden Band organisierten, obwohl – wie mir Soldaten versicherten – das Tanzen in Italien selbst verboten war. Uns war die Sorglosigkeit der Besatzungsmacht nur recht, denn sie gestattete den Partisanen, die nötigen Vorbereitungen in aller Ruhe zu treffen. Am 14. Juli jedoch, am Tage des französischen Freiheitstages, sollten es die Besetzer des Landes zum erstenmale zu spüren bekommen, dass ihr Balkanfeldzug wohl als Spaziergang angefangen hatte, aber wesentlich anders enden sollte.

Am Vorabend des 14. Juli war ich nach Hercegnovi, dem heutigen «Castelnuovo», gekommen. Ich hatte dort mit einem Offizier eine Zusammenkunft. Schon vor dem Eingang zur Stadt merkte ich, dass die Wachen ausserordentlich verstärkt waren. Da musste jemand Verrat geübt haben. Denn woher sollten die Besatzungstruppen wissen, was sich vorbereitete? Auffallend waren auch die Stahlhelme, die an diesem Abend von zahlreichen italienischen Soldaten getragen wurden, was sonst nie der Fall war.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr begann der Angriff auf die Besatzungsmacht in ganz Montenegro. Programmgemäss ereigneten sich gleich in aller Frühe einige Sabotageakte in den Hafenanlagen von Tivat. Wir hörten aus der Ferne das ständige Knattern von Maschinengewehren. Wir im Spital taten so, als wüssten wir von nichts. Unwillkürlich wagten wir nicht, den italienischen Ärzten ins Gesicht zu sehen. Die deutschen Verwundeten zeigten sich sehr interessiert. «Das kennen wir,

Schwester, Sabotage! Damit aber wird die deutsche Wehrmacht bald fertig, meine Liebe. Fragen Sie nur die Herren Norweger. Die haben auch mit solchen Dummheiten begonnen. Es ist ihnen jedoch teuer zu stehen gekommen!», sagte einer von ihnen. Schon um 11 Uhr vormittags trafen die ersten Verwundetentransporte ein. Die meisten waren auf der Landstrasse von den Partisanen überfallen worden. Sie rollten in langen Autokolonnen über die holperigen, steinigen Strassen Montenegros. Plötzlich konnte der erste Camion nicht weiter. Spitze Steine und lange, scharfe Nägel hatten sich in die Gummireifen gebohrt. So musste die ganze Kolonne warten, bis die Panne beseitigt war. Schon schickten sich die Soldaten an, aus ihren Camions auszusteigen, als plötzlich wie aus dem Nichts mit fürchterlichem Kriegsgelächter einige Dutzend Partisanen hervorsprangen, die Gewehre gegen die Italiener richteten, während die übrigen den Inhalt der Camions «in Sicherheit» brachten. Nach den Angaben der italienischen Verwundeten geschah der Angriff so blitzartig, dass sie nicht einmal Zeit fanden, von ihren eigenen Waffen Gebrauch zu machen.

Durch diese Neuankünfte war unser Spital, das sich in der letzten Zeit langsam geleert hatte, wieder gesteckt voll. Gegen Mittag hörten wir italienische Bomber über unsere Köpfe brausen. Sie flogen ostwärts, ohne Bomben abzuwerfen. Sandra, die neben mir stand, flüsterte mir zu: «Mögen sie unsere Hütten und Dörfer bombardieren, der Lovcen hält ihnen schon stand.»

Am Nachmittag wurde ich einer Sanitätskolonne zugeteilt, die neue Verwundete aus Bar in unser Spital bringen sollte. Auf dem Wege fanden wir einen jungen italienischen Soldaten, der in einer Blutlache lag. Wir hielten an und hoben ihn in den Wagen, und schon ging es wei-

ter nach Bar. Der begleitende Arzt gab dem Soldaten eine Einspritzung. Der Junge schien schwer verwundet. Die Kugel war unterhalb des Herzens eingedrungen. Die Ausschusstelle war gerade in der Lungengegend. Der Soldat war noch ganz jung ... Trotz seiner ausserordentlichen Blässe war er sehr schön. Um seine feinen Züge lag ein schmerzliches Lächeln. Ich hatte Mitleid mit dem Jungen. Wenn er auf Momente zu Bewusstsein kam, stöhnte er leise vor sich hin. Ich war sehr froh, als wir mit unseren neu eingebrachten Verwundeten spät abends wieder in Meline eintrafen. Inzwischen hatte mir ein leichtverwundeter Italiener erzählt, dass die italienischen Flieger, die Bar bombardiert hatten, eine italienische Kaserne irrtümlich für einen feindlichen Stützpunkt hielten und sie mit Bomben belegten. Das Resultat war uns bekannt. Es gelang mir, die Dinge so einzurichten, dass der Verwundete, den wir am Tage aufgeladen hatten, als einer der ersten aus dem Auto getragen wurde. Es war gut so, denn sein Zustand war lebensgefährlich. Er wurde sofort in den Operationssaal getragen. Ich selbst durfte mich eine Stunde lang ausruhen, dann begann mein Nachtdienst, denn die Reihe war an mir. Ich erfuhr dann, dass der Junge einen Lungenschuss erhalten hatte, dass jedoch das Herz wie durch ein Wunder nicht unmittelbar verletzt war. Jetzt lag er in einer Ecke, in einem reinen Bett, und schlief. Noch wirkte die Narkose, die er erhalten hatte.

Unter den Verwundeten befanden sich auch einige Milizsoldaten, sogenannte Schwarzhemden. Soweit sie nicht sehr schwer verwundet waren, hörte man sie laut fluchen. Einigemaie musste der diensthabende Unteroffizier einschreiten und sie zur Ruhe ermahnen. Ich kehrte bald zu dem blonden Jungen zurück, der langsam

zu erwachen begann. Sein Zustand war sehr kritisch. Ich hatte ständig ein gewisses Schuldbewusstsein, wenn ich mich ihm näherte. Vielleicht gehörte er gerade zu jener Autokolonne, deren Transit durch Montenegro ich erfuhr und den Partisanen meldete. Ich wünschte sehr, er möge am Leben bleiben. Als es ihm dann später besser ging, sagte er mir einmal: «Schwester Ljuscha, ich bin Euch allen nicht böse, Ihr tut nur Eure Pflicht. Schliesslich habt Ihr uns nicht ins Land gerufen. Jetzt, da wir da sind, müssen wir die Folgen auf uns nehmen. Wie hättet Ihr wissen können, dass ich kein Fascist bin, dass ich den Krieg hasse, dass mein Bruder zu 18 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, weil er in Spanien mit den Republikanern kämpfte? Nein, ich bin Euch nicht böse. Wie hättet Ihr auch anders handeln sollen?»

So war der 14. Juli vergangen und er hinterliess ein blutiges Andenken für die Besatzungsmacht. In ganz Montenegro war es zu Zusammenstössen, Überfällen und Sabotageakten gekommen. Das montenegrinische Volk feierte den französischen Nationalfeiertag auf seine Weise. Von diesem Tage an war Montenegro ein einziges Pulverfass. Die Besatzungsmacht hatte bald ihre Meinung über die Montenegriner geändert.

Deportierung

Die Antwort der Italiener auf das Vorgehen der Montenegriner am 14. Juli liess nicht lange auf sich warten. In den Küstenorten lebten zahlreiche Flüchtlinge aus Serbien und Kroatien mit ihren Familien, die entweder dem deutschen oder dem kroatischen Terror, der erbarmungslos im Lande wütete, ausweichen wollten. Bis jetzt hatten die Italiener sie unbehelligt gelassen und sie lebten

hier in einer relativen Sicherheit. Am 17. Juli in der Nacht waren alle diese Flüchtlinge mit ihren Familien verhaftet worden. Die Operation fand schlagartig statt und da niemand von den Betroffenen eine Ahnung von dem Kommenden hatte, fielen sie alle in die Falle, die man ihnen gestellt hatte. «Warum sind Sie hier?», wurde jeder gefragt. «Aus politischen Gründen», lautete fast einstimmig die Antwort. «Dann aber sind Sie unser Feind, denn wir sind ja mit den Deutschen verbündet. Ausserdem sind wir der Ansicht, dass die Flüchtlinge aus dem Innern des Landes mit den Ereignissen des 14. Juli im Zusammenhang stehen. Aus diesem Grunde müssen wir Sie deportieren.» So lautete die Erklärung, die man den überaus erstaunten Flüchtlingen vor ihrer Deportierung abgab. In Wirklichkeit waren sie derjenige Teil der Bevölkerung, der überhaupt keinen Anteil an den Vorgängen des 14. Juli genommen hatte. Eingeschüchtert und erschreckt durch die furchtbaren Erlebnisse, die die meisten von ihnen hinter sich hatten, verlangten diese Menschen nichts anderes, als in Ruhe und Zurückgezogenheit ihr bescheidenes Dasein zu fristen. Dennoch waren sie die ersten Opfer, die sich der italienische Fascismus in Montenegro und Dalmatien auserkoren hatte.

Die Deportierungskandidaten wurden auf einen grossen Dampfer verladen, der einige hundert Meter von Tivat im freien Meere ankerte, damit keinerlei Kontakt mit dem Festlande möglich sei. Ich hatte einige gute Freunde unter den Deportierten und so wollte ich wenigstens von ihnen Abschied nehmen, ehe sie ihrer ungewissen Zukunft entgegengingen.

Ich wusste, dass es nicht leicht sein würde, auf das «Totenschiff» – wie man den Transport nannte – zu

gelangen. Aber schliesslich wollte ich es versuchen. Die erste Schwierigkeit bestand darin, Urlaub aus dem Spital zu bekommen. «Sie waren doch vor einer Woche in Dubrovnik. Was suchen Sie jetzt wieder in Tivat?», fragte mich der diensthabende Offizier. Tatsächlich war ich vor einigen Tagen in Dubrovnik gewesen, wo ich mit den Vertretern der in diesem Raume operierenden Partisanengruppe zusammentraf. Schliesslich erhielt ich dennoch den gewünschten Urlaub. Mit dem Schiff fuhr ich dann nach Tivat. Jetzt galt es aber, bis zu dem weit von der Küste stehenden Dampfer zu gelangen. Die Boote, die ich am Strand antraf, gehörten Leuten, die nicht geneigt waren, sie mir zu borgen. Gerade, als ich im Gespräch mit einem alten Bootsvermieter war, bemerkte ich zu meinem Schreck, dass sich das «Totenschiff» in Bewegung setzte.

«So, jetzt können Sie die »Kommunisten' sowieso nicht mehr besuchen. Also brauchen Sie mein Boot nicht mehr. Adieu», rief mir der Bootsvermieter boshaft zu. Das Schiff fuhr buchteinwärts in Richtung Kotor. Ich musste also so schnell wie möglich nach Kotor gelangen. Ich rannte in der unbekannten Stadt herum auf der Suche nach einem Fahrrad: Ich konnte nichts auftreiben. Verzweifelt machte ich mich zu Fuss auf den Weg. Schliesslich traf ich ein italienisches Auto. Ich machte dem Chauffeur ein Zeichen und der Wagen hielt. Der Besitzer, ein italienischer Ingenieur, der mit der Verbesserung der Verkehrswege in diesen unwirtlichen Gegenden betraut war, hiess mich einsteigen. Kaum waren wir 10 Minuten unterwegs, als ich zu meinem Entsetzen bemerkte, dass der Dampfer die Richtung wechselte und zurück nach Tivat fuhr: Das «Totenschiff» hatte eine Spazierfahrt gemacht. Ohne weitere Erklärung bat ich den verblüff-

ten Ingenieur, stehen zu bleiben. Ich sprang aus dem Wagen und lief, so schnell ich konnte, nach Tivat zurück. Tatsächlich war das Schiff an seinen ursprünglichen Ankerplatz, einige hundert Meter von der Küste entfernt, zurückgekehrt. Diesmal gelang es mir, ein italienisches Polizeiboot dazu zu bewegen, mich bis an das Deportiertenschiff heranzubringen.

Von weitem schon winkten mir die Unglücklichen, die seit dem Tage ihrer Verhaftung völlig von der Aussenwelt isoliert waren. Als meine Freunde mich erkannt hatten, fuchtelten sie wild mit den Armen in der Luft herum und konnten es kaum erwarten, bis das Boot anlegte.

Das Schiff bot einen trostlosen Anblick. Die Menschen waren auf dem Boden zusammengepfercht. Schmutzige Wäsche lag herum, einige Kranke waren ebenfalls auf den Boden des Decks gebettet, da sie es in den Kabinen der Hitze wegen nicht ausgehalten hatten. Die meisten der Frauen weinten und die Kinder schrieten. Als ich auf der Strickleiter hochgeklettert war, umringten mich alle. Alle wollten wissen, was es draussen gäbe, gaben mir tausend Aufträge, sprachen mir in aller Hast von unzähligen Dingen. Dabei hatte ich dem Schiffskommandanten ehrenwörtlich versprechen müssen, das Schiff in 15 Minuten zu verlassen. Nur unter dieser Bedingung hatte er nach langem Bemühen seine Einwilligung zu meinem Besuche gegeben. Die Viertelstunde verging blitzartig schnell im Trubel der verzweifelten Deportierten, die verängstigt einer dunkeln Zukunft entgegenfuhren. Plötzlich hörte man aus dem Stimmengewirr ein Schreien und Schluchzen. An der Reeling stand eine Frau, die verzweifelt die Hände rang, neben ihr am Boden lag ein weinendes Kind. «Es ist krank, das Kleine. Und jetzt hat es die

letzte Medizinflasche ins Meer geworfen. Oh Jesus, lass es nicht sterben», jammerte die entsetzte Mutter. Kurz darauf sprang ein italienischer Soldat, der die Szene beobachtet hatte, aus dem Schiff ins Meer, nachdem er in aller Eile Schuhe und Überkleider abgestreift hatte. Wir sahen einander verwundert an und für einige Sekunden herrschte Ruhe in diesem Bienenschwarm. Bald kroch der Soldat die Strickleiter empor, die Arzneiflasche triumphierend in die Höhe haltend. Er wies jeden Dank zurück. «Mein Gott, auch ich habe ein Kind zu Hause. Ich habe es schon monatelang nicht gesehen. Wer weiss, was die Kleine macht...» und Tränen vermischten sich mit den salzigen Meerestropfen, die über sein gutes Gesicht rannen.

Hingerichtet

Das ist die Geschichte eines deutschen Antifascisten, für deren Stichhaltigkeit ich jederzeit einstehe.

Ljubo Stakitsch wurde im Juni 1941 im Marinespital von Meline aufgenommen. Die Diagnose lautete: Kieferschuss mit ständig neuer Fistelbildung. Ljubo Stakitsch war hellblond, hatte blaue Augen und eine blasse Haut. Er sprach kein Wort und antwortete kaum auf Fragen, die ihm gestellt wurden. Zumeist lag er in seinem Bett und starrte in die Luft. Bei der Behandlung war er trotz heftiger Schmerzen äusserst beherrscht und gab nie einen Ton von sich. Ich hatte den Mann längere Zeit gar nicht beachtet, als er mir eines Tages durch einen kleinen Zwischenfall sympathisch auffiel.

Es war im Marinespital von Meline Sitte, dass die Kost an die bettlägerigen Kranken von den Krankenschwestern verteilt wurde, wobei zwei mehr oder weniger der

Gesundung entgegengehende Patienten beim Tragen der Kübel und der Schüsseln halfen. Jede Woche war eine andere von uns an der Reihe und jede von uns war froh und glücklich, wenn sie diese unangenehme Aufgabe am Sonnabend ihrer Nachfolgerin übertragen durfte. Denn diese Arbeit war nicht nur unangenehm, weil sie einem die Mittagspause um die Hälfte verkürzte und am Abend die gewohnte Arbeitszeit verlängerte. Das Essenverteilen war uns vor allem darum verhasst, weil es dabei regelmässig zu Zusammenstössen mit den Kranken kam, die die Nahrungszuteilung – mit Recht – viel zu gering fanden und jeweils die austeilende Schwester mit Beschimpfungen überhäuften, als ob sie diese Einteilung getroffen hätte. Eines Tages, als ich gerade mit der Essenverteilung an der Reihe war und das Mittagessen sehr schmal ausfiel, schrie ein leichtverletzter Neapolitaner wie am Spiess, weil er zu wenig Fleisch bekommen hatte. Er war einfach nicht zu beruhigen und ich konnte ihm meinerseits nicht nachgeben, sonst wären alle Übrigen auf mich losgestürzt und hätten die gleiche Begünstigung verlangt. Als das Geschrei seinen Höhepunkt erreicht hatte, stand der semmelblonde Stakitsch auf, nahm sein Stück Fleisch aus dem Teller und legte es wortlos in denjenigen des Italieners. Ich sandte ihm einen dankbaren Blick zu. Von diesem Tage an begann mich Ljubo Stakitsch zu interessieren. Ich beschloss, bei meiner nächsten Nachtdienstrunde ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Das war allerdings sehr schwierig, denn der Mann schwieg beharrlich, er antwortete nur ungern selbst auf konkrete Fragen. Dennoch hatte ich gleich bemerkt, dass er nur sehr schlecht Serbisch sprach: «Haben Sie noch immer Schmerzen?», fragte ich ihn auf Deutsch. Der Mann begann zu zittern und schien zu Tode er-

schrocken, sodass ich selbst ganz verwirrt wurde und einfach Weggehen wollte. «Bleiben Sie, Schwester, bitte, bleiben Sie!» bat er mich nun ebenfalls auf Deutsch und an seiner Aussprache erkannte ich, dass er österreichischer Herkunft war. Die übrigen Kranken schliefen schon. Es war dunkel im Zimmer bis auf das schwache Blaulicht, das den Raum in eine undefinierbar düstere Farbe tauchte.

«Sie haben mich also entlarvt. Mein Schicksal liegt in Ihrer Hand. Wenn ich Ihnen jetzt auch alles sage, so ändert das nichts an meinem Schicksal. Darum will ich Ihnen mein Geheimnis erzählen.» Mir wurde richtig bange, und traurig meinte ich, er solle sich doch vor mir nicht fürchten. Was auch immer es sein möge, könne er auf meine Verschwiegenheit rechnen.

«Sie haben sofort gemerkt, dass ich Österreicher bin», begann er. «Ja, es stimmt, Sie haben sich nicht geirrt. Ich bin Wiener. Ich lebte in Wien, wo ich als Ingenieur bei den Städtischen Strassenbahnen angestellt war. Ich vertraue Ihnen jetzt ein grosses Geheimnis an: ich war Sozialist. Das heisst, ich bin es heute noch, aber damals in Wien war ich ein kämpfender Sozialist, Parteimitglied und eine Zeitlang sogar Abgeordneter. Meine Frau hingegen war Nationalsozialistin. Sie war genau so vom Fascismus begeistert wie ich vom Sozialismus. Das Zusammenleben wurde auf die Dauer unerträglich. Dann kam der Umbruch, der Einzug der Deutschen in Wien. Da ich als Sozialist allgemein bekannt war, andererseits meine Frau mich in keiner Weise geschont hätte und vor einer Anzeige nicht zurückgeschreckt wäre, musste ich «untertauchen». Als Ingenieur, der recht angesehen war, gelang es mir bald, ein jugoslawisches Visum zu erhalten, sodass ich mich nach Belgrad begeben konnte, wo

ich in einem Privatunternehmen eine gute Anstellung erhielt. Wie Sie sehen, hatte ich kaum Serbisch erlernt: die Zeit fehlte mir dazu. Dann kam das Bombardement von Belgrad. Ich befand mich gerade in meiner Wohnung, als einige Brandbomben mein Wohnhaus anzündeten. Das Gebäude stand schon in hellen Flammen, als ich hinausstürzte, gerade zwei Gendarmen in die Arme. «Was suchen Sie während des Fliegeralarms auf der Strasse?», brüllte mir einer ins Ohr, während ein Stuka sich senkrecht herabfallen liess und einen Volltreffer auf die nahegelegene Post erzielte. «Ich, ich ... ich bin aus diesem brennenden Haus gelaufen.» Und ich wies mit der Hand auf mein Wohnhaus. Den Gendarmen erschien ich jedenfalls verdächtig; ich glaube, sie merkten, dass ich die Sprache nicht beherrschte. «Papiere her!», brüllte jetzt der andere. Ich zog zitternd meinen deutschen Pass aus der Tasche und überreichte ihn einem der Gendarmen. «Aha, fünfte Kolonne. Du sabotierst während des Angriffs! Und darum spazierst Du auch so ruhig mitten im Bombenregen, Du Verräter. Wir werden es Dir schon zeigen!» Dann gab er mir einen heftigen Schlag mit dem Gewehrkolben auf den Kopf, der mich wahrscheinlich vor eventuellen Fluchtversuchen zurückhalten sollte. Hierauf führten sie mich in einen Keller, wo bereits 5-6 Männer und eine Frau mit verbundenen Augen an die Wand gelehnt standen. Ausserdem gab es noch einige Soldaten und Gendarmen in diesem schlechtbeleuchteten Raum. Es wurde mir klar, dass ich, Opfer des Nationalsozialismus, politischer Emigrant, als angeblicher Spion mit diesen offenbar waschechten Nazispionen erschossen werden sollte. Kurz darauf krachten einige Schüsse.

Ich weiss nicht, was mit mir geschehen war, wie lange ich in diesem Keller gelegen hatte. Als ich erwachte,

spürte ich etwas Nasses: es war mein Blut. Mit einem Schlage wurde mir die Situation klar. Ich war wohl hingeworfen worden, doch hatten sie mich nicht tödlich getroffen. Ich lebte. Ein wildes Glücksgefühl erfüllte mich. Ich betastete behutsam meine Glieder, als wollte ich mich überzeugen, das es wirklich wahr sei, dass ich lebte. Plötzlich überkam mich die Angst: Nur hinaus, hinaus aus diesem furchtbaren Keller, in welchem 6 tote Nationalsozialisten neben mir in riesigen Blutlachen lagen. Jetzt erst merkte ich, dass ich am Kopf verwundet war. Aus Mund und Ohr floss ununterbrochen Blut. Mühsam kroch ich aus dem Keller und schleppte mich durch die schwergetroffene Strasse. Ich trat auf etwas Weiches – es war ein Mensch. Ich schrak zurück, als ich die verstümmelte Leiche zu meinen Füßen sah. Dann durchzuckte mich ein Gedanke: Wie, wenn dieser Tote Dokumente bei sich hätte? Ich kniete nieder und fand tatsächlich in der Tasche des Toten einen Pass und diverse andere Papiere auf den Namen Ljubo Stakitsch. Gierig riss ich die Dokumente an mich und steckte dem Toten meinen eigenen Reisepass in die Tasche. Der Mann hatte ungefähr mein Alter. Ich hatte Glück, die Photographie war ungenau genug, um auch für die meine gehalten werden zu können. Ich schleppte mich weiter und ein rasender Schmerz durchzuckte meinen Kopf, mein Gesicht. Nach langen Stunden erwachte ich in einem weissen Bett im Landesspital von Belgrad. Man erzählte mir dann, dass ich von einer Sanitätskolonne auf der Strasse aufgelesen worden war, die mich ins Spital transportierte, wo man mich sofort operierte.

Ich lag einige Tage im Spital, als plötzlich zu meinem Entsetzen deutsche Soldaten und Offiziere hier eindrangten. Ich war zu krank gewesen, um mir Gedanken über

die militärische Lage zu machen. So wusste ich nichts von der Besetzung von Belgrad und starrte entgeistert den Deutschen an, der sich sehr freundlich auf mich zubewegte. Ich tat natürlich, als verstünde ich kein Wort Deutsch und so hörte ich, wie der deutsche Oberarzt zu der neuen deutschen Krankenschwester sagte: «Sieht aber ganz wie'n Deutscher aus, der Junge. Mag wohl germanisches Blut in den Adern haben.» Mir wurde entsetzlich bange. Die Gestapo wusste von mir, dass ich mich in Belgrad aufhielt. Dafür hatte meine Frau schon rechtzeitig gesorgt. So sollte ich also nach all dem Schreck, nach meiner verunglückten Hinrichtung als angeblicher Nazispion durch die Serben, der Gestapo in die Hände fallen? Ich beschloss, zu flüchten. Eines Tages schlich ich mich hinaus und entkam. Meine Wunde war noch nicht geheilt und schmerzte entsetzlich. Ich hatte kein Geld bei mir und wusste nicht, woher ich mir solches beschaffen könnte. Ich durfte nicht wagen, meine Freunde aufzusuchen, denn ich musste damit rechnen, bei dieser Gelegenheit der Gestapo in die Arme zu laufen, da meine Freunde ja wie ich Antifascisten waren. Ich schleppte mich so von Ort zu Ort, ständig in der Angst, entdeckt zu werden. Die Bauern, die mich aufnahmen, waren meistens gut, doch misstrauisch, weil ich ihre Sprache nicht kannte und auch sie mich für verdächtig hielten. Meine Wunde verschlechterte sich dabei von Tag zu Tag. Das Essen, das ich mir zusammenbettelte, war freilich keine Diätkost für operierte Kranke und so können Sie sich leicht meinen Zustand vorstellen, in dem ich mich befand, als ich schliesslich nach Hercegnovi kam. Hier gab es mehrere Flüchtlinge aus Belgrad und ich erklärte einem von ihnen meine verzweifelte, entsetzliche Lage. Der Mann versprach mir, mit seinen Freunden

darüber zu sprechen und tat es auch. Vor allem musste ich mich augenblicklich in Spitalpflege begeben. Jetzt, da Ihr Spital auch Zivilpersonen aufnimmt, hätte ich wohl einen Freiplatz bekommen können, doch braucht man dazu ein Armutszugnis; und obwohl mein einziger Besitz in dem Anzug besteht, den mir der besagte Flüchtling geschenkt hatte, damit ich meine blutigen Kleider abstreifen könne, wagte ich es nicht, um so einen Armennachweis anzusuchen. Ich musste jeden Kontakt mit den Ortsbehörden vermeiden, denn ich wusste ja nicht, ob es nicht auch in diesem Städtchen Gestaspione gibt, die mir lebensgefährlich werden konnten. Der Flüchtling hatte mit seinen Freunden über mich gesprochen und sie beschlossen, meinen Spitalaufenthalt zu bezahlen. So kam ich also in dieses Spital, wo ich, wie Sie wissen, wieder operiert wurde, da sich immer neue Fisteln bilden. Aber jetzt kam abermals das Unglück über mich: die Flüchtlinge wurden deportiert. Oh, wäre ich doch nur unter ihnen gewesen! So aber sitze ich jetzt da und habe keine Lire in der Tasche. Meine Rechnung hingegen übersteigt schon tausend Lire. Was bleibt mir wohl übrig? Ich muss flüchten, mich wieder davonschleichen, wie ein Betrüger. Und dann wird sich äusser der politischen Polizei auch die Kriminalpolizei mit meinem Fall beschäftigen. Sie sehen jetzt, Schwester, warum ich so verzweifelt bin. Ich habe Ihnen meine Geschichte erzählt, Sie haben mich in der Hand. Wenn Sie Lust dazu verspüren, können Sie sofort Meldung über mich erstatten und dann ist alles umsonst gewesen, meine Leiden auf dem langen Weg, meine Hinrichtung und meine Errettung. Schwester, ich bitte Sie nicht, es nicht zu tun, wenn Ihr Gewissen Ihnen sagt, es wäre Zeit, mich an den Galgen zu bringen, so handeln Sie darnach. Bloss eine Bitte habe

ich: Sie haben Zugang zu den Medikamenten. Schenken Sie mir ein paar Ampullen Morphium und eine Spritze. Sie tun ein gutes Werk damit, Gott wird es Ihnen lohnen.»

Nachdenklich lag Ljubo Stakitsch auf seinem Bette und starrte ins Leere, wie er das immer zu tun pflegte. Was hätte ich tun sollen? Sein Wunsch war unerfüllbar, obwohl ich seine verzweifelte Lage einsah.

Am nächsten Tage verschwand der deutsche Antifascist mit dem falschen Namen Ljubo Stakitsch. Man fahndete nicht weiter nach ihm. Major Baldacci fluchte ein bisschen und brummte etwas von Hochstapler und Betrüger. Ich aber quälte mich mit Gewissensbissen. Ich hätte dem Manne helfen müssen, hätte ihn mit den Partisanen in Verbindung bringen können. Es war dies eine nie wieder gut zu machende, schwere Unterlassungssünde.

Eine Partisanin stirbt

(Am 12. August starb die zwanzigjährige Lydia Dinitsch an den Folgen ihrer Verletzungen, die sie im Kampfe mit deutschen Alpenjägern erlitten hatte, die die Italiener als Verstärkung zur Niederringung der montenegrinischen Freiheitskämpfer zu Hilfe gerufen hatten.)

Deine kleine, zarte Hand
konnte einst so zärtlich sein;
Nun liegt sie tot im Sand.
Im Westen schläft die Sonne ein.
Unheimlich dunkel ist die Nacht,
ganz ferne gellen manchmal Schreie.
Jetzt wird ein grosses Werk vollbracht.

Dein kleiner Mund ist fest geschlossen.
Der neue Tag sieht rot dein Blut.
Weiter kämpfen, rächen die Genossen.
Danken so dir deinen Mut.

Sergio

Sergio wurde am 14. Juli 1941 im Marinespital von Meline mit einem Beinbruch und 2 Streifschusswunden eingeliefert. Er war von montenegrinischen Partisanen an jenem denkwürdigen Tage verletzt worden. Sergio war ein fascistischer Milizsoldat. Er bestand darauf, dass das Bild des Duce, das er in der Tasche trug, über seinem Bette aufgehängt werde. Seinem Wunsche wurde Genüge getan. Unfreundlich und ungeduldig in seinem Wesen, wurde Sergio von den übrigen Kranken gemieden. Sei es, dass er an Schmerzen nicht gewöhnt war, und seinen jetzigen Zustand einfach nicht ertragen konnte, sei es, dass ihn die Haltung seiner Kameraden ärgerte – jedenfalls wurde Sergio zum Quälgeist der chirurgischen Abteilung und zum Schreckgespenst aller Krankenschwestern. Sergio brauchte immer etwas. War es nicht Wasser, so war es ein Kissen. War es kein Kissen, so war es ein Medikament. Hundertmal am Tage musste man sein Bett richten, bei jeder Gelegenheit rief er und das sonderbarste war, dass dieser schwarze Fascistenjunge tatsächlich bald die ganze Abteilung zu terrorisieren verstand. In seinen Ansichten war Sergio ultraradikal. Er erging sich in stundenlangen Beschimpfungen der Partisanen und seine Flüche waren so schrecklich, dass sie einem Schauer über den Rücken jagten, selbst wenn man über diese kindischen Wutausbrüche nur lächeln

musste. Sergios grösster Schmerz jedoch war nicht physischer, sondern seelischer Natur. In einem kleinen, montenegrinischen Dorfe, in welchem er eine Zeitlang stationiert war, hatte er eine «Braut», ein junges, montenegrinisches Mädchen gefunden, die er wahrscheinlich tatsächlich liebte. Nun hatte er vor Kurzem von einem aus diesem Dorfe gekommenen Kameraden erfahren, dass seine Freundin als Kommunistin verhaftet worden war. Allerdings war es nicht der Schmerz, seine Geliebte in einer so peinlichen Situation zu wissen, der ihn quälte. Sein Kummer bestand darin, dass dieses Mädchen, seine Freundin, eine Kommunistin war. Diesen Schmerz schien der ducetreue, fascistische Sergio Mariotti wirklich schwer zu ertragen, sodass die Ärzte erklärten, sein seelischer Zustand trage stark zu der nur sehr langsamen Heilung seiner Wunden bei.

Eines Tages war wieder die Reihe an mir, die Kost an die Kranken zu verteilen. Die Rationen waren immer schmaler geworden. 1 Teller Suppe, 2 Salatblätter, 1 Scheibe Brot und 2 Kartoffeln – das war das Mittagessen, das den Kranken tagtäglich vorgesetzt wurde. Die meisten hatten bei dieser Kost grossen Hunger und versuchten alles Mögliche, sich aus der Stadt Nahrung kommen zu lassen, was jedoch nur höchst selten gelang. Warum die Rationen immer kleiner wurden, weiss ich nicht. Zur Zeit, als das Spital noch nicht in den Händen der Italiener war, bekamen die Kranken eine einfache, aber ausreichende Kost. Wohl waren die Lagerräume gesteckt voll mit Waren, sodass täglich verschiedene verdorbene Waren weggeworfen werden mussten. Aber die Soldaten mussten buchstäblich hungern. Schlechte Organisation, Korruption, Diebstahl? Ich weiss es nicht...

Die Erbitterung war allgemein, wenn jeweils die winzigen Rationen verteilt wurden. Doch sie reagierten ihre Wut nur gegen Krankenschwestern ab. Wenn aber Major Baldacci eintrat, wagte keiner mehr, einen Ton von sich zu geben.

Diesmal platzte die Bombe beim Frühstück. Der Verköstigungsoffizier gab mir ein kleines Wasserglas mit, das etwa den Inhalt einer halben Tasse Kaffee aufnehmen konnte. Das war das Mass, das bei der Kaffeeverteilung nicht überschritten werden durfte. Kaffee ist übrigens eine starke Übertreibung. Es war ein heisses, schwarzes, ungesüsstes Wasser ohne Milch, das die Soldaten bekamen. Dazu eine dünne Scheibe trockenen Brotes. Was Wunder, wenn sie mit dieser Kost unzufrieden waren.

«Noch Kaffee», knurrte Sergio, als ich ihm die winzige Dosis einschenkte. «Es geht leider nicht, Sergio. Es ist mir streng verboten worden.» «Ich will noch Kaffee», brüllte er jetzt laut. Ich ging weiter, ohne ihn zu beachten. «Da hast Du, verfluchte Bolschewistin», und schon flog mir Sergios Ess-Schale samt Inhalt an den Kopf. Glücklicherweise war der Kaffee schon ausgekühlt, sodass ich mit einigen Schmutzflecken auf meinem weissen Mantel und einer Beule am Kopfe davonkam.

Von allen Seiten begannen jetzt die übrigen zu brüllen. «Gib uns zu essen! Wir hungern schon seit Wochen!» «Es ist nicht meine Schuld, Jungens. Ich sehe, Ihr habt recht, aber was kann ich für Euch tun?»

Die Stimmung wurde immer wilder. Die Leichtverletzten versperrten mir den Weg und rissen das Brot aus dem Korb, den ich trug. Schliesslich wurde das Gebrüll von draussen gehört und Major Baldacci stürmte ins Zimmer. «Warum können Sie sich keine Disziplin verschaf-

fen, Schwester?», waren seine ersten Worte. Ich antwortete nicht. Inzwischen hatten sich die grössten Schreihälse rasch in ihre Betten verzogen und zogen die Decke über die Ohren. «Was habt Ihr auszusetzen, Schweinekerle?», brüllte der Major. Keiner wagte zu sprechen. «Na, wird's bald? Was habt Ihr zu kritisieren?» Schüchtern und leise sagte der vorlaute Sergio: «Herr Major, wir bekommen zu wenig zu essen. Wir sind immer hungrig.» «So, hungrig seid Ihr, Ihr Faulpelze und Nichtstuer! Und unsere Soldaten, die heldenmütig in Afrika kämpfen, haben die etwa mehr. Nichts sollte man Euch geben. Euch Feiglingen, die Ihr Euch von dem montenegrinischen Gesindel überrumpeln liasset. Ihr seid die Schandflecke des fascistischen Italien! Schwester, dieser Saal bekommt heute zur Strafe kein Nachtmahl. Und der Oberschreier – er wies auf Sergio – hat zwei Tage nichts zu bekommen. Verstanden? Das nächstmal setzt es mehr ab.» Damit schlug Major Baldacci die Türe zu. Wir schauten einander verlegen an. Ich fühlte mich auch durch die Worte des Arztes getroffen. «Schwester Ljuscha?» «Ja, Sergio.» Ich ging zu dem Jungen hin. «Verzeihen Sie mir.» «Ich bin Dir weiter nicht böse, Sergio.» Der wilde Fascistensohn lag da und ballte die Fäuste, während ihm die Tränen der Wut in die Augen stiegen. «Wenn das der Duce wüsste», stöhnte er. «Er, der immer gerecht ist, der uns versteht und uns liebt. Uns schimpft dieser Kerl da Feiglinge? Aber ich will dem Duce schreiben, er muss es wissen, er muss diese Schweinerei erfahren!» Und dieser Gedanke schien den kindischen Jungen stark zu befriedigen. Ob er wohl tatsächlich an Mussolini geschrieben hat?

Am Nachmittag gab es hohen Besuch: die Frauen der fascistischen Parteifunktionäre aus Kotor, alle in schmu-

cken, schwarzen Uniformen. Während ihres ganzen Besuches sah ich sie fortwährend die rechte Hand zum Fascistengruss erheben. Sie verteilten Zahnpasta und Heiligenbilder an die Verwundeten. Einige Tuben Zahncreme flogen zum Fenster hinaus. Aber da waren die Damen schon weg

So halten Sie Gericht . . .

Ich hatte Gelegenheit, an einer Gerichtsverhandlung der Partisanen teilzunehmen. Diese Nacht in den montenegrinischen Bergen hat mich stark beeindruckt. Ich schrieb daher meine Erlebnisse in mein Tagebuch, das ich etwas sporadisch führte. Um etwaige Gedächtnisfehler zu vermeiden, zitiere ich wörtlich aus diesen Blättern: «Ich wandere über steile Hänge. Mein Führer ist entschieden flinker als ich. Immer wieder muss er mich ermahnen, schneller zu klettern und leiser aufzutreten. Denn wir sind in der gefährlichen Zone Immer, wenn unter meinen Füßen ein Stein wegrollt und mit Getöse bergabruuscht, durchzuckt mich ein leiser Schauer. Drei Stunden bin ich schon auf dem Weg, und ich fürchte schon, nicht zurechtzukommen. Denn die Partisanen sind pünktlich. Besonders, wenn sie eine Gerichtsverhandlung einberufen haben

Endlich ruft mir mein Führer zu, ich müsste keine Bedenken mehr haben, wir hätten die Gefahrenzone überschritten und befänden uns auf befreitem Gebiete. Ich halte einen Augenblick und wische mir den Schweiß von der Stirne. Inzwischen ist es Nacht geworden. Nur noch ganz in der Ferne leuchtete ein wenig die untergehende Sonne auf die grauen Felsen, die sich in der

abendlichen Stimmung wie gigantische Schatten ausnehmen.

Jetzt ist es schon ganz finster geworden und somit auch recht kühl. Aber ich spüre davon nichts, denn ich bin erhitzt von dem steilen Aufstieg und erregt von dem gefährlichen Marsch und den kommenden Ereignissen. Mein Führer bleibt jetzt auch stehen und hebt die rechte Hand, mit der er in die Ferne weist: «Sehen Sie, dort hinten, nein, noch weiter, sehen Sie dort den Feuerschein? Dort tagt das Gericht der 4. Brigade des 9. Armeekorps der Partisanenarmee. Beeilen wir uns, damit wir zu recht kommen!»

Endlich sind wir da. Um ein Lagerfeuer herum sitzen etwa 20-30 Personen, alle ernst und gespannt. Wir befinden uns auf einer grossen Bergwiese, die von Bäumen umsäumt ist. Die Anwesenden sind uniformiert. Auch Frauen gibt es darunter. Jetzt habe ich gerade ein junges Mädchen erblickt, dessen kindliches Gesicht durch den Feuerschein erhellt wird. Eine grosse Aufregung spielt um ihre Mundwinkel und es scheint mir, als glänzten Tränen in ihren grossen, dunklen Augen. Ich sehe sie mir näher an und da bemerke ich, dass sie die Hände gefesselt hat. Fragend schaue ich meinen Begleiter an.

«Es ist die Angeklagte», sagt er trocken. «Über sie wird heute geurteilt»

Inzwischen sind immer mehr Männer und Frauen aus der Umgebung zu dem Lagerfeuer gekommen. Sie alle tragen Gewehre und sind uniformiert. Sie sprechen wenig und scheinen das gefesselte Mädchen nicht zu beachten.

Plötzlich erscheint ein jüngerer, grossgewachsener Mann, mit einer hohen Fellmütze, die er langsam vom Kopfe nimmt, sich den Schweiss von der Stirne wischend.

Um mich herum ist alles verstummt, und alle blicken den Ankommenden an. Mein Führer flüstert mir zu: «Es ist Major Trifunovitsch, Richter des neunten Armeekorps.»

Major Trifunovitsch bittet die Anwesenden, sich zu erheben. Nun werden die Anwesenden, äusser den Zeugen, der Angeklagten, des Anklägers und des Verteidigers vereidigt, denn sie alle gelten als Geschworene. Hierauf wird die Angeklagte in die Nähe des Richters geführt, und ihr Verteidiger nimmt hinter ihr Platz. Die Verhandlung hat begonnen.

Zuerst verliest der Ankläger die Anklageschrift. Duschanka S. ist angeklagt, militärische Geheimnisse an den Feind verraten zu haben, als man sie in die Stadt schickte, um Einkäufe für die Truppe zu tätigen. Als erschwerender Umstand wird hervorgehoben, dass sich Duschanka in gar keiner Zwangslage befand, sondern einfach aus Übermut handelte, da ein fremder Soldat ihr gut gefiel und ihr Schokolade und Früchte zu geben versprach. Weiter gilt als erschwerender Umstand, dass durch ihr Verhalten ein Bunker ausgehoben wurde und vier Maschinengewehrschützen den Tod fanden.

Duschanka hört mit angstverzerrtem Gesicht den Ausführungen des Anklägers zu. Dann ruft sie der Richter zum Verhör. Sie anerkennt alle die ihr vorgeworfenen Vergehen.

«Aber wie konntest Du so handeln, Duschanka?», fragt sie der Richter. «Du weisst doch, welchen schweren Kampf wir ausfechten müssen, mit welchen Schwierigkeiten wir zu kämpfen haben, und wie wichtig es ist, dass wir auf jeden Einzelnen von uns vertrauen können?»

Auch Major Trifunovitsch scheint sichtlich erregt, und in seiner Stimme vibriert so etwas wie Mitleid. «Ich hatte

so grossen Hunger», antwortete die Angeklagte. «Seit Monaten hatte ich nichts Richtiges mehr gegessen. Immer das rohe Pferdefleisch, das mir so furchtbaren Ekel einflösst. Und dann versprach er, mir Schokolade und Früchte zu geben, und er sagte auch, es sei gar nicht so schlimm, ich würde damit niemandem schaden. Und dann habe ich ihm eben gesagt, wo sich der Bunker befindet, obwohl ich es dann gleich bereute und die Schokolade, die er mir gab, einfach wegwarf. Weinend stand das junge Mädchen da.

Zeugen treten an und bestätigen die Anklage. Sie sprechen ohne Erbitterung und Hass, ganz sachlich.

Duschankas Verteidiger ist ein ehemaliger Student. Er hebt hervor, dass die Angeklagte noch kaum 16 Jahre alt ist, dass sie durch die grossen Entbehrungen und die Leiden geschwächt war und so der Lockung nicht widerstehen konnte. Das Hungergefühl sei bei ihr so gross gewesen, dass ihre Zurechnungsfähigkeit unbedingt als stark vermindert betrachtet werden müsse. Auch habe Duschanka ihre Tat bereut, habe gleich versucht, die Folgen zu vermindern, indem sie ihrem Kommandanten sogleich Meldung erstattete. Weiter erzählt der Verteidiger, dass die Angeklagte eine sehr mutige Kämpferin gewesen sei, dass sie eine Anzahl von Feinden erledigt hätte und selbst nach ihrer Tat sich in den Kämpfen um die Ortschaft X auszeichnete. Er bittet daher das Gericht, Duschanka mit Milde zu behandeln.

Dann beginnen die Beratungen. Der Richter greift vorläufig nicht in die Debatte ein, sondern leitet nur die Diskussion. Die Anwesenden sind der Angeklagten nicht feindlich gesinnt, aber alle heben hervor, wie gefährlich ein solches Vorgehen sei, und wie nötig eine strenge Unterdrückung solcher Umtriebe wäre. Etwas abseits

sitzt ein schon alter Mann, den Kopf in die Hände gestützt, und starrt ins Feuer. «Was sagst Du, Dimitrije, was soll mit ihr geschehen?», fragt Major Trifunovitsch den Alten. Dieser hebt langsam seinen Blick und verharrt lange in Schweigen. Alle starren ihn gespannt an. «Djordje, mein Sohn, ist tot», beginnt leise der Alte zu stammeln. «Er ist gefallen, weil sie den Ort des Bunkers verraten hat. Ich bin sein Vater, nicht? So lasst mich. Urteilt Ihr. Ich will nicht.»

Inzwischen ist es Mitternacht geworden, und das Lagerfeuer beginnt langsam auszugehen. Ein Soldat bringt neues Holz herbei, um die Flammen neu anzufachen.

«Lasst sie leben, sie ist doch noch ein Kind», sagte eine etwa 30jährige Frau, mit einer Fellmütze in der Hand.

«Sie ist am Tod von vier tapferen Kämpfern schuld. Wir alle hätten gefangen genommen werden können», sagt ein junger Soldat, der in meiner Nähe sitzt. Ich spüre, wie die Stimmung immer mehr gegen Duschanka ist. Stumm sitzt Major Trifunovitsch da und starrt ins Feuer.

«Duschanka, was soll mit Dir geschehen? Du bist selber Soldat, sage Du, wie man Dich bestrafen soll», sagt der Richter zur Angeklagten.

Diese richtet sich langsam auf und versucht, die gefesselten Hände zu heben. «Lasst mich am Leben!» beginnt sie und dann zu schreien. «Bindet mich an einen Pfahl, schlagt mich, degradiert mich, aber lasst mich am Leben. Ich will nicht sterben.» Schauerlich klingen diese Worte in die Nacht hinaus, und selbst ein abgehärteter Krieger, der schon viel hinter sich hat, verspürt ein eigenartiges Zucken um die Mundwinkel und ein heftiges Hämmern in den Schläfen.

Der Ankläger beantragt die Todesstrafe. Noch einmal bittet der Verteidiger das Soldatengericht um Gnade. Dann wird abgestimmt. 17 Ja, 14 Nein ist das Ergebnis.

Müde erhebt sich Major Trifunovitsch. «Ich stimme gegen die Todesstrafe», sagt er. Doch seine Stimme ändert nichts mehr am Urteil.

Jetzt erheben sich alle Anwesenden. Der Verteidiger hält die weinende Angeklagte in seinen Armen, weil sie umzusinken droht. Dann nehmen alle Habt-Achtstellung an. Und der Richter verliest das Urteil.

«Duschanka S., geboren im Jahre 1928, angeklagt, dem Feind militärische Geheimnisse anvertraut zu haben, ist dieser Tat schuldig erkannt und wird zum Tode durch Erschiessen verurteilt. Das Urteil wird in 5 Stunden vollstreckt.»

Nach Wochen war ich für eine Nacht in ein unweit von Meline in den Bergen untergebrachtes Partisanenlazarett gekommen. Hier sah ich zum erstenmal, mit welchen primitiven Mitteln der Sanitätsdienst der Partisanen arbeiten musste. Amputationen und andere schwere Operationen wurden ohne Narkose durchgeführt. Die feinen chirurgischen Instrumente wurden durch Küchenmesser und Holzsägen ersetzt. Als Verbandstoff wurden alte Leintücher verwendet. Ein Arzt führte mich durch die Baracke der Schwerverwundeten. Plötzlich blieb ich vor einem Bette stehen. Ich dachte einen Augenblick nach, dann wusste ich, wo ich diesen Mann zum letztenmale gesehen hatte. Es war Major Trifunovitsch, der Richter. «Was fehlt ihm?», fragte ich den Arzt, der mich begleitete. Traurig zog mich dieser zur Seite. «Er ist verloren», sagte er leise. «Seit Wochen hat er die tollkühnsten Streiche durchgeführt. 59 Feinde hat er in wenigen Tagen zur Strecke gebracht. Er suchte nämlich den Tod.

Er liebte ein kleines Mädchen, ich kannte sie: eine Blonde mit schwarzen Augen. Dann hat sie etwas angestellt, wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Seither suchte er den Tod. In den Kämpfen um Z., wo der Feind auch Panzer eingesetzt hatte, sprang er auf einen Tank und warf eine Granate. Der Tankist jedoch stach ihn mit einem Bajonett siebenmal in den Bauch. Er kann höchstens noch zwei Tage leben. Aber er suchte ja den Tod. Schade, Major Trifunovitsch war ein so guter Soldat.»

«Himbeeren angenehm?» ...

Dreimal wöchentlich kam ein kleiner Montenegriner in einem zerfetzten Kittel mit einem grossen Korb, der mit Himbeeren gefüllt war, in unser Spital, und wenn er mit seiner kindlich-vorlauten, lustigen Stimme rief: «Himbeeren gefällig?», dann eilten viele Krankenschwestern, aber auch manche italienische Ärzte hinunter zum Ausgang, um die roten Beeren zu kaufen. Ivan hiess der Junge, der denkbar harmlos und ungefährlich aussah. Seine grossen, schwarzen Augen schauten so treu in die Welt und sein kindliches Lächeln war so unverdorben, dass lange Zeit hindurch niemand ahnte, dass Ivan eigentlich eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hatte. Oder gab es vielleicht doch jemanden, der an Ivans Harmlosigkeit zweifelte?

In Wirklichkeit stand Ivan im Dienste der Partisanen. Er war ein «Verbindungsman», wenn man den kleinen, zerfetzten Montenegrinerjungen so nennen darf. Er brachte Botschaften aus den Schwarzen Bergen an Sandra und mich. Auf winzig kleinen Zettelchen waren

diese Nachrichten und Aufträge aufgeschrieben, dann in kleine Klümpchen gedreht und in die Aushöhlung einer Himbeere gesteckt. Freilich musste man sehr aufpassen, dass die besagte, inhaltvolle Himbeere nicht an einen Unbefugten geriet. Das wäre nämlich sehr gefährlich gewesen. Darum ging Ivan so vor, dass er die Himbeeren in einem kleinen Gefäß abteilte, das ihm als Mass diente. Wenn er uns etwas mitbrachte, so nahm er immer 2 Gefäße mit. Auf dem Grund des einen lag dann zwischen anderen Himbeeren das Klümpchen, auf das wir gewartet hatten. Auch beim Essen der Beeren mussten wir sehr achtgeben, um die Botschaft nicht etwa zu verschlingen. «Warum schaust Du jede Beere so genau an?», fragte eines Tages Barbara, eine Krankenschwester, und es schien mir, als schaute sie mich boshaft und hinterlistig an. «Ich mag keine Würmer. Weil ich fürchte, dennoch einen zu verschlucken, untersuche ich lieber jede Himbeere, bevor ich sie in den Mund nehme.» «Ljuscha, Du bist eigentlich sehr verwöhnt. Komisch, dass Du Deine Eigenheiten hier noch nicht abgestreift hast.» Ich setzte die Unterhaltung nicht fort, doch hatte ich von diesem Augenblick an ein unangenehmes Gefühl, wenn ich Barbara begegnete. Plötzlich fiel es mir auch ein, dass mich Sandra vor ihr gewarnt hatte. Dann wieder verjagte ich diese Befürchtungen. «Nur keine Schreckgespenster sehen», versuchte ich mir zu sagen. Dennoch hatte ich immer ein eigenartiges Beklemmungsgefühl, wenn ich Barbara sah. Sollte sie vielleicht etwas von meiner Tätigkeit wissen? Aber das war doch unmöglich so schien es mir.

Aus Gefangenen werden Partisanen

Noch gab es im Marinespital von Meline 30 jugoslawische Soldaten, deren Verletzungen nicht ausgeheilt waren. Sie galten vorläufig als Gefangene der Italiener, doch hofften sie, ihrer ständigen Invalidität wegen, zu der sie verurteilt waren, in ihre Dörfer nach Hause geschickt zu werden. Sie stammten alle aus verschiedenen Gegenden. Einige von ihnen waren bosnische Muselmanen. Zu ihnen gehörte Imbro, ein etwa vierzigjähriger, stämmiger Mann, dessen Schmerzunempfindlichkeit ans Märchenhafte grenzte. Oder unterdrückte er bloss die äusseren Schmerzreaktionen? Jedenfalls liess er es sich wortlos gefallen, wenn wir mit Pinzetten und Sonden zentimetertief unter seiner Haut nach weiteren Metallpartikelchen suchten, die noch in seinem kranken Fusse vorhanden waren und zeitweise zur Oberfläche drängten. Imbro war Analphabet. Selbst seinen Namen konnte er nicht schreiben. Mit ungeheurem Stolz berichtete er aber, dass sein ältester Sohn 3 Jahre in die Volksschule gegangen war, wo er Schreiben und Lesen gelernt habe. Er galt als Schriftgelehrter der Familie. «Ich möchte an meine Familie schreiben, Schwester Ljuscha. Sie wissen doch, dass mein ältester Sohn lesen kann!» Ich wusste dann, dass ich wieder eine Epistel abfassen musste, die mit dem stereotypen Satz «Gelobt sei Allah und sein Prophet Mohamed» anfangen und enden musste. Imbro war ruhig und gutmütig. Er war anspruchslos wie ein Kaktus und beklagte sich nie. Ein einzigesmal hatte ich ihn weinen gesehen. Seine übrigen Zimmergenossen, denen es wesentlich besser ging als ihm, waren alle auf die sonnige Spitalterrasse gegangen. Nur Imbro lag im schattigen Zimmer – allein. Er weinte. Still und ruhig

sass er in seinem Bette wie sonst. Nur über sein grobes, ungeschlachtetes Bauerngesicht rannen die Tränen und um seinen Mund zuckte es. Ich musste gar nicht fragen, warum er weine. Heimweh und ein Gefühl der Aussichtslosigkeit, der Hoffnungslosigkeit stellte sich programm-gemäss bei jedem Spitalinsassen ein, der die ersten drei Wochen Spitalaufenthalt hinter sich hatte. Ich war inzwischen härter geworden. Jetzt weinte ich nicht mehr, wenn ich einen Menschen sterben sah. Ich konnte meine Suppe ohne Weiteres hinunterschlürfen, selbst wenn ich wenige Minuten vorher die grauenhaft entstellte Hand des Ivo Manditsch in Hypermanganlösung wusch, wobei Ivo es immer vermied, hinzuschauen. Als ihm die Neugierde dann aber trotzdem keine Ruhe liess und er seine Hand erblickte, begann sich sein Zustand zu verschlimmern. Drei Wochen später musste man Ivo auf die Nervenabteilung schaffen: er hatte den Verstand verloren. War ich schlechter, war ich egoistischer geworden? Ich weiss es nicht. Ich glaube, dass es jedem anderen in meiner Lage ähnlich ergangen wäre. Die neuen Gegebenheiten der veränderten Verhältnisse, der grausame, rasende Lebensrhythmus, in den wir hineingerissen wurden, zwingt die Menschen, einen Panzer von Härte anzulegen. Manchmal fühlt man sich eng in diesem Panzer und doch ist er unentbehrlich. Wie hätten wir anders weitermachen können, tagaus, tagein?

Aber jetzt, da ich Imbro weinen sah, den grossen, starken bosnischen Bauern, den wir alle bewunderten, weil er sich Bleistückchen ohne Lokalanästhesie aus dem Fuss ziehen liess, konnte ich nicht mehr an mich halten. Ich setzte mich auf Imbros Bett, obwohl dies streng verboten war und wir heulten zusammen, wie zwei kleine Kinder, die einen grossen Kummer haben. Jeder dachte

an die ungewisse, schrecklich unklare, gewitterschwere Zukunft. Imbro dachte an seinen Bauernhof, an seine drei Frauen, die er alle gleich lieb hatte, an seine Kühe und an seinen ältesten Sohn. Auch ich dachte an meine Familie. Was mochte mit ihnen geschehen sein? Es war angenehm und wohltuend, den Panzer von Gleichgültigkeit und Härte für einen Augenblick abstreifen zu dürfen. Wir sprachen kein Wort und verstanden einander doch so gut. Was tat es, dass Imbro, der bosnische Analphabet, und ich, die Schülerin aus der Stadt war? In diesen Minuten sehnten wir uns beide nach den gleichen Dingen, nach unseren Lieben, nach einem Heim, nach ein bisschen Ruhe. Schliesslich schämten wir uns beide unserer Schwäche und lächelten, noch mit Tränen in den Augen.

«Schwester Ljuscha, ich hätte eine Bitte an Sie. Könnten Sie mich nicht im Lesen unterrichten?» Richtig, der Mann hatte recht. Ich hatte mich im Grunde viel zu wenig um den seelischen Zustand dieser jugoslawischen Gefangenen gekümmert. Man musste ihnen neue Hoffnung machen. Was wäre dazu besser geeignet gewesen, als Berichte über die Tätigkeit der Partisanen? Dann durchzuckte mich der Gedanke: vielleicht könnte man aus einigen von ihnen Partisanen machen? «Ja Imbro. Wir werden etwas unternehmen und auch lesen wirst Du lernen. Nur Mut!» Damit stand ich auf und ging. Es war höchste Zeit, denn Leutnant Leopardi, der neue Sekundärarzt der chirurgischen Abteilung, der an allem etwas auszusetzen hatte und nichts so fand, wie er es gewünscht hätte, stürzte ins Zimmer. «Ich suche Sie schon wie eine Stecknadel, Schwester. Kommen Sie schnell, wir haben Besuch!»

In der Direktion standen unser Spitalkommandant und ein deutscher Major. «Sie sind die Dolmetscherin, Schwester?», fragte der Deutsche. «Ja, Herr Major.» «Übersetzen Sie Folgendes: Das deutsche Alpenjägerregiment, das auf Veranlassung des italienischen Oberkommandierenden in Montenegro in dieser Gegend Säuberungsaktionen gegen einheimische Banden führt, benötigt 1-2 Krankenschwestern, da die Kämpfe recht blutig verlaufen. Ich bin gekommen, den Herrn Oberst zu bitten, uns das Hilfspersonal zur Verfügung zu stellen, da es uns unmöglich ist, gegenwärtig deutsche Krankenschwestern hieherkommen zu lassen. Übersetzen Sie möglichst wortgetreu!» Die Stimme des Majors klang hart, unangenehm wie das Knattern eines Maschinengewehrs. Er stand kerzengerade und unbeweglich da und ich wunderte mich, dass der italienische Spitalkommandant ihn nicht zum Sitzen einlud. Nachdem ich die Anfrage des Deutschen und die Antwort des Obersten übersetzt hatte, fragte mich letzterer: «Schwester, hätten Sie Lust, ein wenig auf Luftveränderung in die «Schwarzen Berge» zu gehen? Bei Ihren deutschen Sprachkenntnissen kämen Sie den Herren sehr gelegen!» Das hatte er in einem spöttisch-humorvollen Tonfalle gesagt. «Wenn ich wählen darf, Herr Oberst, so möchte ich dableiben. Ich verzichte gerne auf die – Luftveränderung.» «Wie wäre es mit Schwester Barbara? Die spricht doch auch deutsch, nicht wahr?», fragte dann der Oberst. Schliesslich fiel die Wahl auf Barbara, die ganz entzückt war, einen kleinen «Abstecher» – wie sie sagte – machen zu können. Während der ganzen Unterredung war mir die Frage im Kopfe herumgegangen, wie ich nur schnell die Partisanengruppe in unserem Spital organisieren könnte. Ich hatte viel Vertrauen zu den Jungens. Sie kamen zwar alle

aus verschiedenen Gegenden Jugoslawiens, waren verschiedenen Glaubens, aber im Grunde verstanden sie einander sehr gut. Und dann waren sie alle wilde Feinde der Deutschen. Den Italienern gegenüber verhielten sie sich zurückhaltender. Einige von ihnen hatten mit italienischen Verwundeten Freundschaft geschlossen. Einmal beobachtete ich den kleinen, pfißigen Sizilianer Luigi, wie er einem bärtigen, alten Serben ein zerdrücktes, schmutziges Bild zeigte, das er unter dem Kopfkissen hervorgekramt hatte. «Mia figlia», beteuerte er unaufhörlich und schien zu fürchten, dass der Alte ihn nicht verstehe, während der zottige Serbe verständnisvoll grinste.

Es gab unter diesen Verwundeten einige Südserben, die aus der Gegend Jugoslawiens stammten, die von Bulgaren besetzt worden war. Sie schienen sehr unruhig und bangten um ihre Familien, da sie im letzten Kriege böse Erfahrungen mit ihren Nachbarn gemacht hatten. Zu ihnen gehörte Pavle, der so schwarz wie ein Neger und so dünn wie ein Besen war. Ich weiss nicht, warum er sich mit Vorliebe in ein weisses Leintuch hüllte und so durch die Spitalgänge schlürfte. Dieses weisse Leintuch, das so gut zu seiner dunklen Gesichtsfarbe und zu seinem zottigen schwarzen Schnurrbart passte, trug ihm den Namen «Negus» ein, der ihn nicht mehr verliess. Negus hatte den rechten Arm durch eine Bombenverletzung verloren. Trotzdem war er immer gut gelaunt und munter. Auch er war Analphabet. Obwohl orthodoxer Christ, verstand sich Negus mit seinen muselmanischen Leidensgefährten sehr gut.

Sanjo war Kroat und Katholik. Er war sehr fromm. Als man ihn an einem Sonntag operieren wollte, lehnte er ab, da er das für eine Sünde hielt. Nachdem er gesund

geworden war, erklärte er, diesen Umstand einzig seiner Beharrlichkeit zu verdanken, mit der er die Operation abgelehnt hatte. Sanjo vertrug sich ebenfalls sehr gut mit den übrigen Jugoslawen. Er hielt die hie und da hier eintreffenden Nachrichten von den blutigen Ausschreitungen der Kroaten gegen die Serben für unmöglich. «Wir haben doch so friedlich in unserem Dorfe gelebt, Serben und Kroaten, Katholiken und Orthodoxe nebeneinander», sagte er einem Bauern, der aus seinem Dorfe gekommen war, um einen anderen Verwundeten zu besuchen und der über die Schreckensherrschaft der Ustaschi in seiner Heimatgemeinde berichtete.

Der Liebling war Danilo, ein Montenegriner, der mit leichten Verletzungen ins Spital kam, inzwischen längst gesund geworden war und eifrig beim Putzen und Essen verteilen mithalf. Danilo war trotz seiner 26 Jahre ein Kind, einfältig, verspielt, aber nicht dumm. Er hatte eine gute Stimme und unterhielt damit die anderen, wenn die Stimmung den Nullpunkt zu erreichen drohte. Er war die Gutmütigkeit selbst. Wenn es einen Streit gab, betätigte er sich immer als Vermittler.

Es gab also wirklich Möglichkeiten, den Partisanen gewisse Elemente zuzuführen und die übrigen, kampfunfähigen, mussten ebenfalls vorbereitet werden, denn in ihrer Heimat konnten sie ihrerseits aufklärend und politisch erzieherisch wirken. Ich beschloss, die ganze Angelegenheit mit Sandra zu besprechen.

Sandra war von meinem Vorschlag, eine Partisanenzelle im Marinespital zu gründen, begeistert. Wir waren sehr zeitig aufgestanden und besprachen die Einzelheiten des Planes. Sandra übernahm die Verbindung mit der massgebenden Partisanengruppe XZ in unserem Rayon, ich sollte die Leute vorbereiten und ihnen das nötige

moralische Rüstzeug geben. Die Sache war nicht einfach bei unserer grossen beruflichen Überlastung. Aber wir beschlossen, abwechselnd die Mittagspausen und Abendstunden zu diesem Zwecke zu verwenden.

Bald war unsere Gruppe zu einer idealen Einheit zusammengeschmolzen. Gierig verschlangen die Verwundeten die Nachrichten, die wir ihnen über die Partisanenkämpfe und auch über die internationale Lage geben konnten. Zeitungen gab es keine. Nachrichten aus dem Auslande konnten wir unter grosser Gefahr durch das Radio erhalten. Es gab im Spital von Meline zwei Radioapparate: Einer stand im Direktionszimmer, der andere in der Telefonzentrale, die von Tino, einem italienischen Radiotelegrafisten bedient wurde. Wie allen Italienern, waren wir auch diesem Radiotelegrafisten mit Misstrauen begegnet. Doch pflegten wir am Abend in seine Bude zu steigen, um ein bisschen Musik zu hören. Einmal erzählte er uns, er sei Radiotelegrafist auf einem Unterseeboot gewesen, bis es dann irrtümlich von einem italienischen Torpedoschnellboot torpediert worden war. Er war sehr kriegsmüde und schien revolutionär eingestellt zu sein. Eines Abends, als wir wieder einmal am Boden herumsassen und Tino baten, gute Jazzmusik einzustellen, stellte er zufällig London ein und es war gerade jugoslawische Nachrichtensendung. «Lass das doch einen Augenblick», flüsterte Marinka, die neben ihm sass. Tino lächelte verständnisvoll und liess London eingestellt. Man kann sich vorstellen, mit welcher Spannung wir diese Nachrichtensendung anhörten, die erste, die wir seit der italienischen Besetzung hörten.

Als die meisten schon fort waren, setzte ich mich zu Tino und begann Fühler auszustrecken. «Wie wäre das, Tino, wenn ich öfters zu Dir käme, ein wenig Nach-

richten zu hören. Würde Dich das stören? Du weisst, wir sind so abgeschnitten von der übrigen Welt...

Er hatte verstanden. «Ja, ich bin nicht dagegen», sagte er. «Aber weisst Du, dass das verdammt gefährlich ist? Stelle Dir vor, wenn man dahinterkommt. Das gäbe dann einen Riesenkrach.» «Wir wollen schon vorsichtig sein, Tino. Wenn die Luft rein ist, rufst Du mich, ja?» Ein Händedruck war die stumme Antwort. Tino sympathisierte mit uns. Von dieser Zeit ab hörten wir fast täglich die Sendungen aus London und Moskau und so konnten wir auch unsere Gruppe von den Ereignissen unterrichten, die allerdings damals nicht ermutigend waren. Es gehörte viel Mut dazu, in jenen Sommertagen des Jahres 1941, als Russland überfallen wurde und die Rote Armee zurückflutete, als Griechenland und Kreta für die Alliierten verloren ging, als die deutschen Luftarmaden über London kreisten, an den Sieg unserer Sache, der Sache der Freiheit zu glauben. Aber was blieb uns anderes übrig? Wir mussten einfach glauben, sonst hätten wir das Leben nicht mehr ertragen. Wir wussten genau, was ein deutscher Sieg für uns Slawen bedeuten würde. Der Glaube an eine Wendung des Kriegsglücks war daher die primitivste Regel seelischer Hygiene, die wir uns auferlegen mussten.

Es waren wunderbare, in ihrer Einmaligkeit grossartige Stunden, die ich mit diesen jugoslawischen Verwundeten verbrachte, in denen wir Pläne für die Zukunft schmiedeten, über die Ereignisse sprachen und Vorbereitungen zur Flucht einiger Mitglieder unserer Gruppe in die «Schwarzen Berge» trafen. Ich sass dabei auf einem leeren Bett und hatte einen Haufen Verbandstoff vor mir, aus dem ich Tupfer und Tampons schnitt, die dann sterilisiert wurden und in den Operationsaal

kamen. Am Abend, wenn die Sonne untergegangen und die meisten Kranken schon schlafen gegangen waren, war es besonders stimmungsvoll. Leise sangen wir mehrstimmig alte serbische und montenegrinische Lieder. Wenn dann die Spitalglocke zur Nachtruhe läutete und wir uns verabschieden mussten, trennten wir uns mit so viel Hoffnung, so viel Unternehmungslust im Herzen, dass es uns fast schwer fiel, einzuschlafen.

Oberst Brankitsch, der sein Zimmer unweit vom Krankensaal der jugoslawischen Verwundeten hatte, kritisierte uns heftig, da er wusste, dass Sandra und ich die Analphabeten lesen und schreiben lehrten. «Wären sie in die Schule gegangen, als es an der Zeit war», sagte er immer wieder. «Es ist nicht die Aufgabe der Krankenschwester, Lehrerin zu spielen, merkt Euch das.» Doch wir lächelten nur über den alten, verbitterten Offizier, der nichts in den letzten Monaten gelernt hatte, und an seinen falschen traditionellen Ansichten unbekümmert festhielt. Wir verstanden plötzlich, dass es nicht nur galt, die Fremden aus dem Lande zu werfen, sondern dass auch mit diesen verlogenen, kleinbürgerlichen Lebensansichten aufgeräumt werden müsse. Wir begriffen, dass es ein grosser Fehler gewesen wäre, nur in dem Fremden, in der Besetzungsmacht, den Feind zu sehen.

Inzwischen hörten wir mit Entsetzen und Grauen die Berichte über die Taten der kroatischen Ustaschi-Formationen gegen friedliche serbische Frauen und Kinder. Die meisten Männer waren in die Berge geflüchtet. Darum wurden die Frauen die Opfer dieser wahnwitzigen Abenteurer. Wenn ich mit den jugoslawischen Verwundeten zusammensass, die alle aus den verschiedensten Gegenden des Landes gekommen waren, deren Religion, deren Tradition verschieden war und die einander trotz-

dem so gut verstanden und sich als Einheit, einem Ganzen zugehörig fühlten, erschienen mir diese Nachrichten wie böse Träume, die man verscheuchen müsste. Aber leider waren sie harte, unbarmherzige Wirklichkeit.

Dann kam der Tag, da die 9 geheilten Jugoslawen in die Berge flüchteten. Wir hatten alles genau vorbereitet. Ein italienischer Soldat, der an diesem Abend Wache stand, half uns. Aus unserem Dachstubenfensterchen starrten Sandra und ich hinunter in die dunkle Nacht, um die Flüchtenden zum letzten Male zu sehen. Würden sie auch gut ans Ziel gelangen oder würden sie von einer der zahlreichen Patrouillen, die Auftrag hatten, nach der Sperrstunde auf jedermann, der sich in den Strassen aufhielt, ohne Aufforderung zu schiessen, getötet werden?

Am nächsten Morgen, als die Flucht bekannt wurde, gab es einen grossen Wirbel. Die Wache kam ins Loch und die Stimmung war äusserst gespannt. Es fiel mir auf, dass der ehemalige Unteroffizier Stankac, der noch immer das Amt eines Torhüters im Spital von Meline innehatte, und mit dem ich vor Monaten den Zwischenfall wegen des Fascistengrusses hatte, mich boshaft und mit sichtlicher Genugtuung von der Seite musterte.

Partisanenlied

Der Vater ging von uns
und nahm nur sein Gewehr.
Wir sind allein geblieben.
Wollt' er uns denn betrüben?
Wir warten Vater sehr.

Der Vater aber kämpft,
steht vorne im Gefecht.
Wir können's nicht verstehen,

warum sie schiessen gehen.
Der Vater sagt, – für's Recht.

Die Mutter weinte erst;
jetzt sind sie alle stumm.
Wenn jetzt die Trommeln schlagen,
Werden wir nicht mehr fragen.
Wir wissen jetzt, warum.

Einst hat die Mutter uns
ganz still zu Bett gebracht.
Da brachten uns Genossen
Den Vater ganz zerschossen
und blieben über Nacht.

Früh gingen sie hinaus.
Da hielt's mich nimmer mehr.
Da bin ich mitgegangen
Und hab' mir umgegangen
Dem Vater sein Gewehr.

Ein deutscher Motorradfahrer erzählt

Immer noch kamen aus Griechenland und Albanien ver-
einzelte deutsche Truppen, die die Küste hinauffuhren.
Eines Tages wollte ich die Mittagspause dazu verwen-
den, rasch in die Stadt zu gehen, um dort verschiedene
Dinge zu erledigen. Es hatte die ganze Nacht geregnet
und der Schlamm reichte einem bis an die Knöchel, so-
dass es schwer war, vorwärts zu kommen. Ich hatte es
eilig, denn der Weg war recht lang. Plötzlich sah ich
einige hundert Meter von mir entfernt einen Motorrad-
fahrer, dessen Vehikel stillstand. Er sass vornübergelehnt
auf dem Rad und als ich etwas näherkam, erkannte ich,
dass es ein Deutscher war. Ich hatte gerade gestern von

dem brutalen Vorgehen der Deutschen in Innerserbien erfahren. Daher überkam mich eine rasende Wut, als ich diesen Kerl da in einigem Abstand von mir sitzen sah. Der Anblick dieses Deutschen verursachte mir fast physische Schmerzen, so gross war in jenem Augenblick mein Hass. Ich wollte an ihm vorübergehen, ohne ein Wort zu sprechen und ohne ihn anzusehen. Kaum hatte ich ihn passiert, als er auf Deutsch rief: «Schwester!» Ich ging weiter und tat, als hätte ich nichts gehört. «Schwester, ich bin verwundet!», tönte es mir nach. Ich hielt an. Er hatte wohl an meiner Uniform erkannt, dass ich Krankenschwester war. Ich drehte mich um und ging nach einigem Zögern auf den Mann zu. Er sass auf seinem Motorrad und versuchte mit der linken Hand einen Finger der rechten Hand zu verbinden, aus dem Blut rann. Wortlos nahm ich ihm das Verbandzeug aus der Hand und sah mir den Finger an, der eine tiefe Schnittwunde trug. «Das muss erst gereinigt werden. Haben Sie etwas bei sich?», fragte ich trocken. «O, Sie sprechen deutsch, Schwester? Wie wohl das tut, hier in diesen fremden Gegenden ein deutsches Wort zu hören.» «Haben Sie Benzin oder Jod bei sich?» fragte ich scharf. «Hier in der Feldapotheke», und er reichte mir ein Päckchen mit den gewünschten Dingen. «Sie sind uns sehr feindlich gesinnt, glaube ich. Nicht wahr, Schwester?» «Ich darf mir die Antwort wohl schenken», sagte ich. «Ich bin schon 3 Tage auf dem Weg. Wissen Sie, was das bedeutet, auf Balkanstrassen 3 Tage lang auf dem Motorrad zu sitzen, Schwester?»

In der Tat sah der Mann sehr müde aus. Seine Uniform war über und über mit Kot beschmutzt, sein Gesicht dunkelgrau vom Strassenstaub, nur seine hellen Augen leuchteten wie Strassenlampen in einer nebligen Nacht.

Die Wunde am Finger hatte er sich beim Reparieren seines Fahrzeuges beigebracht. «Es wäre fast besser, wenn Sie in die Ambulanz gingen. Sie müssen etwa zwei Minuten zurückfahren, dann finden Sie das Spital gleich. Inzwischen mache ich Ihnen einen Notverband», sagte ich. «Ich darf nicht soviel Zeit verlieren, Schwester. Ich muss heute noch in Split sein. Sie wissen ja selbst, wie weit das von hier ist.» «Wie Sie wollen», und ich begann den Finger mit Benzin abzuwaschen und entfernte Schmutzreste aus der Wunde. «Es tut weh, Schwester. Ich fühle mich unglaublich schwach.» Ich fürchtete, dem Manne würde schlecht werden. Was hätte ich da mit ihm tun sollen? Es war selten, dass man jemanden auf der Landstrasse antraf. «Mut, Junge», sagte ich etwas freundlicher. Und ein wenig spöttisch fügte ich hinzu: «Ein deutscher Held wird doch nicht in den Armen eines slawischen Untermenschen ohnmächtig werden!» Als die Wunde gereinigt und verbunden war, schickte ich mich an, den Soldaten zu verlassen. Ich war etwas ärgerlich, soviel Zeit verloren zu haben und dadurch nicht mehr in die Stadt gehen zu können. «Gehen Sie noch nicht fort, bitte, bleiben Sie, Schwester! Es tut so gut, so wahnsinnig gut, wieder eine Frau zu sehen, die nicht den verfluchten schwarzen Schleier der Albanerinnen trägt; es tut so gut, Deutsch sprechen zu hören. Begreifen Sie das, Schwester?» «Wenn Ihr zu Hause geblieben wärt, hättet Ihr Frauen genug gesehen und auch Deutsch sprechen gehört. Ja, wenn man sich auf Reisen begibt, mein Lieber, so muss man damit rechnen, dass es nicht immer eine Vergnügungsfahrt wird.» «Ich versichere Ihnen, Schwester, ich wäre lieber zu Hause geblieben, als mich hier von Ihnen verbinden zu lassen, müde, hungrig, abgerissen und staubig. Aber wer hat

mich schon nach meinen Wünschen gefragt?» «Und wenn man Sie auch gefragt hätte! Haben Sie nicht im Chor geantwortet: Führer befiehl, wir gehorchen!» «Vielleicht haben Sie recht, Schwester. Freilich, auch ich war dabei, wie wir den Führer priesen und den Krieg. In Polen, da ging es noch, und in Frankreich war es auch schön. Hier aber, auf dem Balkan, ist es grauenvoll. Eine Stunde mit dem Motorrad über die Strassen, wenn man sie so nennen kann, von Montenegro sind ärger als 3 Tage Trommelfeuer. Und die Menschen. Sie sind böse, trotzig, unfreundlich. Die Frauen flüchten in die Häuser, wenn sie uns sehen. Ich hatte einen Kameraden, einen Fallschirmspringer. Der liegt jetzt in einem Lazarett in Belgrad. Er war über der Schumadija abgesetzt worden, doch die Leute hatten ihn erkannt. Eine Serbin stach ihm die Augen aus, und ein Mann riss ihm die Hoden ab.» «Sie sind wohl demoralisiert, mein Herr», sagte ich etwas höhnisch. «Nein, Schwester, ich bin nicht demoralisiert. Ich bin ein deutscher Soldat und ein deutscher Soldat tut seine Pflicht. Ich bin nur müde, sehr müde, so wie wir alle. Sie haben mir meine Wunde verbunden. Ich danke Ihnen. Entschuldigen Sie, dass ich Sie aufgehalten habe. Ich sehe ein, dass wir nicht miteinander sprechen können. Die Ereignisse liegen zwischen uns wie eine hohe steinerne Mauer. Ich bin Ihnen nicht böse. Sie handeln so, wie wir es tun möchten, wenn Ihre Armee in unser Land eingedrungen wäre. Sie hassen uns. Wir haben Ihr Volk verachtet. Ob sich das einmal ändern wird? Leben Sie wohl, Schwester. Sie haben Ihre Pflicht als Pflegerin getan. Als Mensch und Angehörige Ihres Volkes haben Sie andere Verpflichtungen.» Damit kurbelte er an und ratterte eilig davon, dass der Kot in dicken Klumpen herumspritzte.

Das unterirdische Grauen

Eines Abends traf ich mit einem Partisanen-Arzt zusammen, der seine Praxis in der Nähe von Meline hatte, jedoch regelmässige Besuche im bosnischen Partisanensektor abstattete, wo er pflegte, heilte, operierte. Ich will seine Erzählungen anschliessend so wortgetreu wie möglich wiedergeben ...

Die Partisanengruppen Z. hatten sich in die Unwirtlichkeit des zerklüfteten Majevice-Gebirges zurückgezogen. Die Dörfer, aus welchen sie sich versorgten, lagen wie ausgestorben. Die männliche Bevölkerung zog mit den Partisanen fort, die Frauen und Kinder, die nicht Hungers starben, wanderten in Gegenden, wo sie Nahrung zu finden hofften. In einem jener verlassenen Dörfer verbringe ich die Nacht nach langem Marsch durch knietiefen Schlamm und Morast. Die Nacht verläuft ruhig, nur irgendwo in den Höhenzügen hören wir britische Flugzeuge kreisen. Sie suchen das Lagerfeuer, um ihren hartbedrängten Verbündeten Hilfe zu bringen. Sie besteht im Abwurf leichter Infanteriewaffen, Munition, Uniformen, Wäsche und Sanitätsmaterial. Wie sehr die Partisanen dieser Dinge bedürfen, weiss nur der, der ihr zermürbendes Dasein während einer gewissen Zeit teilte. Entsetzlich ist es, wenn nach tagelangem vergeblichem Warten nächtlicherweile die britischen Flieger erscheinen, doch in Unkenntnis der Lage oder zufolge der schlechten Wetterverhältnisse die gutgemeinten Sendungen zu schnell abwerfen, so dass sie für die Partisanen unerreichbar bleiben.

Ich stehe über einem engen und tiefen Geländeabschnitt, die Hänge sind verwachsen, darunter fliesst ein Bächlein. Ich befinde mich auf gefahrvollem Terrain. Doch

einige hundert Meter von hier befinden sich die Frontlinien, die die Partisanen halten. Ich versuche, vorwärts zu kommen, denn man hat mich dringend zu einem Kranken gerufen, der sich im Frontlazarett ZU befindet. Plötzlich fahre ich hoch, es ist zum ersten Mal, dass ich das seltsame Geräusch höre. Es hört sich an, wie von weit her und kommt doch nur einige Meter unter mir aus der verwachsenen Tiefe. Von Zeit zu Zeit hustet dort ein Mensch. Ich bin vor dem Frontlazarett ZU angelangt.

Es ist nicht leicht, sich zurechtzufinden. Ich finde nicht gleich den Eingang. So pirsche ich denn den Bach entlang, suche die Hänge ab – von einem menschlichen Wesen keine Spur. Plötzlich wird es unter der Erde lebendig. Eine schattenhafte Gestalt nach der anderen zwang sich mühsam durch ein Erdloch, dem Zugang zu einem abgestürzten Unterstand, der mit einem Brett zugedeckt und mit daraufgeworfener Erde gut getarnt ist. Zuerst kommen zwei Mädchen, die kaum mehr als ein schmutziges Hemd am Leibe haben. Es folgt hohlwangig, fahl und zum Skelett abgemagert, auf allen Vieren kriechend, ein lebendiger Leichnam im zerschlis-senen Rock der jugoslawischen Armee. Der nächste ist nicht weniger vom Tode gezeichnet, er hat nur noch Fetzen am Körper, abgezehrt und verfallen, mit mumienhaft eingefallenem Gesicht und flackernden Augen arbeitet er sich mühsam aus der Erde. Letztes Stadium Flecktyphus, es besteht kein Zweifel.

Unbeschreiblich ist das Elend, das in der Entlegenheit der bosnischen Waldberge ans Tageslicht tritt, erschüt-ternd in seiner schrecklichen Einmaligkeit der Anblick dieses unterirdischen Lazaretts. Es fällt angesichts der aus dem Schoss der Erde hervorgeholten Schatten schwer, die Begriffe von Tod und Leben auseinander-

zuhalten. Sterbende kommen neben Leichen und Totkranken zu liegen. Keiner dem Leben zugewandtes Gesicht ist zu erblicken. Selbst die wenigen, die noch aufrecht zu gehen vermögen, sprechen kaum und sind völlig abgestumpft. Keiner leistet dem anderen Hilfe, ja ihr eigenes Schicksal ist ihnen gleichgültig. Sie stecken ausnahmslos in Lumpen und in Schmutz und sind vollkommen verlaust. Burschen entpuppen sich als Mädchen, Greise als Jungen.

Der Mangel an Sanitätsmaterial ist so furchtbar, dass er aus einem tiefen Gefühl der Lebensbejahung zur grössten Grausamkeit zwingt. So kann der spärliche Inhalt der Materiallager nur für solche Verwundete verwendet werden, von welchen man voraussetzen kann, dass sie wieder kampffähig werden. Die anderen muss man zwangsläufig bei lebendigem Leib verfaulen und in Schmutz und Unrat dahinsiechen lassen, ohne dass die helfende Hand des Arztes einzugreifen vermag. Die meisten Pflegerinnen sind typhuskrank. Die monatelangen Entbehrungen haben sie so entkräftet, dass ihr Organismus sich der Ansteckung nicht widersetzen kann. Trotzdem schleppen sie sich weiter, helfen den übrigen Kranken, wo sie noch können, sind aber eher todbringend als lebensspendend, da sie die Typhusbakterien mit sich herumtragen und ihre Schutzbefohlenen damit verseuchen.

Wie soll man unter diesen Bedingungen operieren? Es gibt keine Instrumente, es gibt keinen Verbandstoff, es gibt keine Desinfektionsmittel und keine Narkotika. Mit gewöhnlichen Holzsägen werden die Glieder amputiert und der Patient ist bei Besinnung, weil man ihm keine Betäubungsmittel verabreichen kann. Der Arzt kann nur beten, dass ein gütiges Schicksal dem Kranken das Be-

wusstsein raubt und ihn so den wahnsinnigen Schmerz nicht fühlen lässt. Ich sah eine junge Ärztin, die seit zwei Monaten unzählige operative Eingriffe unter solchen Bedingungen durchführte. Eines Tages sassen wir um ein Lagerfeuer. Plötzlich rief man sie: einem Partisanen musste das Bein amputiert werden. «Kann ich Ihnen helfen, Kollegin?» fragte ich sie. «Kommen Sie mit», lautete die Antwort. Ich sah diese blutjunge Frau mit einer Holzsäge und einem Küchenmesser eine äusserst komplizierte Operation durchführen. Die Operation gelang: Plötzlich aber bemerkte ich, dass der Kranke es mit dem Herzen nicht länger werde aushalten können. Nur eine Bluttransfusion konnte ihn retten. Sofort wurde in rasender Eile eine Blutprobe gemacht. Ich selbst gehörte nicht zu der Blutgruppe des Patienten und auch die übrigen nicht, äusser der Ärztin. Kurz entschlossen befahl sie, ihr Blut zu entnehmen. Ich zögerte etwas, denn die Anstrengungen, Entbehungen und diese letzte entsetzliche Operation hatten die Frau äusserst geschwächt. Sie aber blieb hartnäckig bei ihrem Entschluss. Schliesslich war die Blutentnahme beendet. Jetzt nur schnell das fremde Blut dem Kranken zuführen. Entkräftet lag die Ärztin da und gab mit leiser Stimme die nötigen Anordnungen. Ich bemühte mich, die uralte Transfusionsmaschine in Bewegung zu setzen; es wollte aber durchaus nicht gelingen. Dabei war keine Zeit zu verlieren, der Patient lag in den letzten Zügen. Ich bastelte an dem verfluchten Ding herum, doch das wertvolle Blut, das dem jungen Kämpfer hätte das Leben retten können, rann daneben und nicht in seine müden Adern. Der Junge starb, und in seinem Gesicht spiegelte sich eine tiefe Ruhe, fast eine Zufriedenheit, die entsetzlichen Qualen überstanden zu haben. Niemals

werde ich aber die grossen, irren Augen der jungen Ärztin vergessen, die wirr ins Leere griff, als suche sie das Leben zurückzuhalten: Sie hatte den Verstand verloren

Sonntag . . .

Am Sonntag durften wir zum Gottesdienst gehen. Einige von uns benützten die Gelegenheit, um weit hinauf in die Berge, in ein kleines verfallenes Klosterkirchlein zu gehen, wo ein Pope die Messe las. Das Kloster war alt, sehr alt, und auch die meisten Mönche standen schon im Greisenalter. Das Kirchlein stand in einer malerischen Umgebung, an einen grossen Felsen geschmiegt, mit einer herrlichen Aussicht auf das Meer.

Wieder war ein Sonntag gekommen und eilig zog ich mich an, um die Messe nicht zu versäumen. Die Kirche – obwohl weit entlegen – war gut besucht. Eine feierliche Stimmung lag über den Versammelten. Der Gottesdienst verlief wie gewöhnlich. Doch nachdem die religiösen Zeremonien beendet waren, trat der Pope Andritsch, den wir alle gut kannten, etwas näher zu den Gläubigen und sagte: «Wie Ihr alle wisst, ist Russland, sind unsere russischen Brüder von unseren gemeinsamen Feinden überfallen worden. Slawisches Blut fliesst wieder für die Freiheit. Lasst uns niederknien und Gott bitten, unseren russischen Brüdern beizustehen». Dieses Gebet für den Sieg der russischen Waffen, hier in diesem kleinen verfallenen Klosterkirchlein wird mir unvergesslich in Erinnerung bleiben. Wie kommt es, dass die serbische Orthodoxie dem sowjetischen Russland die Treue bewahrte? Wie kommt es, dass die serbisch-orthodoxe Kirche später als die grosse Gewissensfrage an die Völ-

ker Jugoslawiens herantrat, sich für einen Freiheitskampf im rein nationalen, oder auch im sozialen Sinne zu entscheiden, Partei ergriff für die sozial linksgerichteten Kreise unter den Partisanen? Neben den mächtigen Gebilden welche die westeuropäischen Kirchen darstellen, erscheint die serbisch-orthodoxe Kirche, wenigstens in der Gegenwartsperiode ihrer Geschichte fast unorganisiert. Obwohl materiell viel weniger widerstandsfähig, viel weniger autonom als die katholische Kirche, ist es der serbischen Orthodoxie gelungen, ihren Geist dem ganzen serbischen Volk zu übertragen. Dieses Phänomen war nur möglich, weil die serbisch-orthodoxe Kirche, trotz der Schwäche ihrer rechtlichen Einrichtungen immer so eng mit dem Volk verbunden war, dass schliesslich das nationale Gefühl von der Religion nicht mehr getrennt werden konnte. Was war das doch für ein religiöser Geist, der genügend mächtig war, um in den Stunden der Gefahr ein ganzes Volk um seine Kirche zu scharen? Welches waren die Wurzeln dieses Geistes, dieser Idee? Jedenfalls nicht die Begriffe der Rasse, die diesem Volke der Bauern immer fernstanden. Auch mit dem Staatsbegriff konnten sich die Serben nie befreunden, denn er erweckte in der Seele der Einfachen die unangenehme Erinnerung an die türkische Tyrannei. Vielmehr wurde im Laufe der Zeit ein Gefühl der Leidensgemeinschaft geboren und das Bild, das man sich von der nationalen Geschichte machte, war das einer langen, beschwerlichen Reise, die durch die Jahrhunderte führte. Dieser Kult der Nation ist nicht der Ausdruck eines gierigen und eroberungssüchtigen Nationalismus. Und dennoch: jeder Kult, sei er noch so uninteressiert und selbstlos, braucht einen Propagator. Die serbisch-orthodoxe Kirche hat die Religion der Nation geschaffen, verbreit-

tert und verklärt. Die unzähligen Märtyrer, die für die heilige Sache des Volkes fielen, wurden die Apostel des neuen Glaubens.

Die serbisch-orthodoxe Kirche ist eng mit der Nation, nicht aber mit einer nationalistischen oder rassistischen Weltanschauung verbunden. Der berühmte Satz «Es gibt keine Juden und Griechen mehr» wird von ihr nicht als eine Leugnung der individuellen Nationalismen, sondern als eine Bestätigung der Toleranz zwischen den einzelnen Zweigen einer gleichen Völkerfamilie aufgefasst. Auch heute bleibt daher die serbische Orthodoxie jeder nationalistischen Richtung fremd, die ihre Argumente aus dem serbischen Chauvinismus schöpft. Stefan Cankoc hat grossartig diese Feindschaft der Orthodoxie gegen einen rassistischen Messianismus hervorgehoben. Der serbisch-orthodoxen Kirche gelang es im Laufe ihrer langen und leidvollen Geschichte, den ursprünglichen Geist der Orthodoxie zu wahren. So konnte sie ihrem Volk ein nationales Empfinden einimpfen, wie man es selten anderswo findet. Gleichzeitig aber hat sie den Fanatismus verurteilt und ihren Anhängern die Achtung vor anderen Glaubensbekenntnissen gepredigt. So trug die serbische Orthodoxie zur Einheit und nicht zur Spaltung bei. Und gerade weil sie nichts so sehr wünscht als die Grösse ihres Volkes, will sie dieses vor dem religiösen Exklusivismus genauso bewahren wie vor dem politischen Imperialismus.

Oft hat man der serbischen Orthodoxie ihren Mangel an mystischer Einstellung vorgeworfen. Und wenn man unter Mystik nur die Neigung zur Einsiedelei, zur Isolierung vor der übrigen Welt, zur Entsagung alles Irdischen versteht, so kann man die Serben wohl nicht mystisch nennen. Und doch ist für sie der Gedanke des Glaubens

mit der Idee des Asketischen, des Opfers verbunden. Sie wollen, dass ihre Priester Helden sein sollen. Dieser Asketismus aber, den sie verehren, hat nichts mit körperlichen Entsagungen zu tun. Die moralischen Verbote, die auf der katholischen Geistlichkeit lasten, dürfen von den orthodoxen Popen übertreten werden, ohne dass sie dadurch irgendwie an Achtung verlieren. Man verlangt von ihnen, dass sie Helden des Volkes und nicht des Fleisches sein mögen. Die Geschichte erklärt zum Teil diese Einstellung. Die serbischen Priester mussten vor allem Soldaten und Volksführer, Politiker und Staatsmänner sein.

Diese Einstellung hat übrigens wichtige und tiefgreifende Folgen gehabt. Der orthodoxe Klerus hat und wird niemals im Schosse der serbischen Familie die Rolle des Beraters spielen, welche die katholische Geistlichkeit so erstaunlich gut beherrscht. Gerade weil der orthodoxe Pope unter dem Volke lebt, begrenzt sich sein Einfluss auf das Politische und Soziale und umfasst nicht die Moral. Wenn also die orthodoxe Geistlichkeit ihr Ansehen und ihren Einfluss bewahren will, so muss sie auf politischem Terrain bleiben. Nur im politischen Kampf kann sie mit den Gläubigen in ständiger und inniger Verbindung bleiben. Während die katholische Kirche über bewährte Mittel verfügt, um die Gemeinschaft mit ihren Anhängern zu pflegen, wie etwa die Beichte und die Gewissenslenkung, ist die serbisch-orthodoxe Kirche nur stark, nur wirklich einig, wenn sie in der Opposition steht. Die katholische Kirche, revolutionär in ihrer Ethik, weil sie vom Einzelnen verlangt, dass er seiner Natur widerstehe, ist konservativ auf sozialem Gebiet, da sie ihren Anhängern die Unterwerfung unter die bestehenden Obrigkeiten anempfiehlt. Viel

weniger streng in moralischer Hinsicht, kann die serbisch-orthodoxe Kirche als revolutionär im politischen Sinn angesehen werden. So konnte sie unbewusst den furchtbaren Vorwurf vermeiden, den viele der katholischen Kirche machen, ein Instrument der Beherrschung einer Klasse durch die andere zu sein. Dank ihrem ewigen Oppositionsgeist gelang es der serbischen Orthodoxie, alle lebendigen Kräfte des Volkes um sich zu scharen. Und die riesige Armee der Popen? Sind sie nicht mit ihren Fehlern, mit ihren Tugenden, der charakteristische Ausdruck des serbischen Volkes? Von den Hajduken-Popen Karadjodje's und Milosch' bis zu den Märtyrer-Popen des alten Serbien und den Partisanen-Popen gibt es keine Seite der serbischen Geschichte, die ohne sie geschrieben worden wäre.

In geheimer Mission

Sandra war gestern zurückgekommen. Sie hatte ihren Urlaub bei den Partisanen verbracht. Zehn Tage lang war sie weg gewesen. Ich hatte viel an sie gedacht, denn nach ihr sollte die Reihe an mich kommen. Diese kurzen Aufenthalte im montenegrinischen Kampfgebiet waren eine Art Rekrutenschule, die jeder Partisane durchmachen musste. Man muss wissen, dass unter «Partisanen» nicht nur diejenigen zu verstehen sind, die gerade in einem bestimmten Moment mit der Waffe in der Hand auf den Feind lauern. Die Partisanen finden sich überall in den Bergen, in den Höhlen, unter den Bauern, bei den Städtern, mit den Hirten. Jeder Partisane hatte eine gewisse Zeit in den Bergen zu verbringen, um dann abgelöst zu werden. Nur die Partisanenoffiziere und die

Organisatoren des Kampfes kehrten nicht in ihre Heimatorte zurück.

Sandra war bei ihrer Heimkehr so müde, dass ihr Major Baldacci zwei Tage Bettruhe vorschrieb. Er konnte sich ihren Erschöpfungszustand nicht erklären.

Dann war also die Reihe an mir. Ich hatte meinen Urlaubsschein in der Tasche, der es mir gestattete, mich zehn Tage lang vom Spital zu entfernen. In einem vollgestopften Autobus fuhr ich in die Schwarzen Berge. Als wir schon einige Stunden gefahren waren und der Wagen in einer kleinen Ortschaft hielt, stieg ich aus. Bis dahin war die Reise wirklich planmässig, ohne jeden Zwischenfall verlaufen. Nach kurzem Aufenthalt in einem kleinen Gasthaus lief ich die Landstrasse hinauf. Ich gebärdete mich wie eine «richtige» Touristin, obwohl wir 1941 schrieben und diese Gattung von Menschen damals in jenen Gegenden nicht mehr anzutreffen war. Manches Bäuerlein drehte sich neugierig um, als es mich mit meinem breiten, buntbebänderten Strohhut, den zierlichen Schuhen und dem eleganten Seidenkleid sah. Aber alsbald wurde die Strasse einsam, Menschen waren nicht mehr zu sehen. Nur die Sonne brannte unbarmherzig auf die Erde. Jetzt ging es schon durch steinige, unebene Felder, dann hiess es ein Stück klettern. Das war nicht einfach mit meinen leichten Sommersandalen und auch mein Hut hinderte mich daran. Wie froh war ich daher, als ich endlich an dem Punkt angekommen war, wo mich schon ein Partisane erwartete und wo ich «Toilette» wechseln konnte. Rasch öffnete ich meinen Koffer, warf meine Sandalen hinein, vertauschte sie gegen starke, genagelte Bergschuhe, die mir Sandra geliehen hatte. Ein Sportanzug ersetzte nun mein Seidenkleid. Über steile, spitze Steine ging es trotz der Hitze in eiligem Tempo

weiter. Jetzt durfte uns niemand mehr sehen, sonst waren wir verloren. Bei jedem Geräusch duckten wir uns. Nach zwei Stunden waren wir endlich angekommen. Wie, das ist mir heute noch ein Rätsel. So einen Marsch konnte ich mir selbst in den kühnsten Träumen nicht vorstellen. Dabei hatte mein Begleiter mir sehr geholfen. Doch ich schämte mich sehr, seine Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen. Er war ohnehin sehr ungehalten über mich. Jeder Handgriff, den er für mich tun musste, bestärkte ihn in seinem Glauben an die Unfähigkeit der Frauen. In Schweiss gebadet, aus Dutzenden kleiner Risswunden blutend, stand ich endlich im Partisanen-Hauptquartier, eine mächtige Felsenhöhle, in der wenige grosse Zelte ausgespannt waren. Einige Männer sassen am Boden und unterhielten sich anscheinend sehr angeregt. Ein Mann stand halbnackt an einem improvisierten Herd. Wieder einer lag auf dem Bauch und hielt sich verzweifelt die Ohren mit den beiden Fäusten zu und las. Nachdem ich mich eine Stunde lang ausgeruht hatte, gab mir der Partisanen-Hauptmann einige Instruktionen und ich wurde mit einem anderen «Rekruten» und einem Begleiter in den Küstenabschnitt 4, unweit von unserem Spital geschickt. Dort lernte ich also das eigentliche Partisanenschicksal kennen, doch erst am siebenten Tag meines Aufenthaltes erlebte ich Dinge, die man als «sensationell» zu bezeichnen pflegt, die aber im Grunde nur sehr spannend und aufregend sind.

Unsere Abteilung hatte eine italienische Autokolonne überfallen. Wir töteten im Gefecht einige italienische Soldaten, andere konnten wir gefangennehmen, wobei wir auch einige Beute einbrachten. Die wichtigste Entdeckung machte jedoch ein Kamerad in den Taschen

eines gefangenen italienischen Offiziers: ein Lagebericht von der Insel X, mit genauen Angaben der militärischen Bestände. Auch wurde darin ausgeführt, dass angesichts der immer heftigeren Partisanentätigkeit Verstärkungen aus dem Dorf Y herangezogen würden. Ausserdem enthielt der Bericht eine Liste derjenigen Ortseinwohner, die unter ständiger Bewachung standen und mit deren Verhaftung man jederzeit rechnen musste. Unsere Abteilung stand mit den Aufständischen der Insel X in ständigem Kontakt. Wichtige Operationen waren geplant worden. Die gefundenen Mitteilungen konnten von grossem Wert für unsere Kameraden werden. Es galt daher, sie so rasch wie möglich nach der Insel zu übermitteln. Aber wie? Die Küste war äusserst streng bewacht. Kähne, in welchen wir die Insel hätten erreichen können, standen uns nicht zur Verfügung. Unsere Radiosendungen konnten von den Italienern abgehört werden. Ausserdem war die gesamte Küstenpolizei sicher bereits in Alarmzustand, da einige Mitglieder der überfallenen Autokolonne entkommen konnten und sicher sofort Meldung von dem Überfall erstatteten. Die Lage war ausgesprochen schwierig. Dennoch wussten wir alle, dass der Lagebericht noch am heutigen Tage in den Händen unserer Kameraden der Insel X sein musste. Wir zogen uns eilig in ein nächstgelegenes Versteck zurück und berieten, was zu tun sei. Es gab eine einzige Möglichkeit: einer von uns musste schwimmend die Insel erreichen und auf diese Weise die Nachricht überbringen. Wer aber würde das wagen bei einer Entfernung von 6 km und einer so dichten Kontrolle zwischen dem Festland und den Inseln der Umgebung? Wir waren alle leidlich gute Schwimmer, waren ja die meisten am Meeresstrand aufgewachsen. Aber die Tour erschien trotzdem etwas gewagt.

Eine 15jährige Kameradin meldete sich. Sie wollte die Nachricht schwimmend überbringen. Das gab mir Mut. Ich dachte, zu zweit würden wir es schon schaffen. Auch ich meldete mich. Unser Offizier machte uns auf die Gefahren des Unternehmens aufmerksam; aber schliesslich willigten die übrigen ein. Wir sollten gegen 6 Uhr abends starten.

Unsere Lebensmittelrationen waren knapp. Wir hatten schon seit Tagen nicht ordentlich gegessen. Dennoch wurde uns von den Kameraden eine ausgiebige Mahlzeit bereitet, damit wir Kräfte sammeln konnten. Wir legten uns in den Schatten, um uns vor den bevorstehenden Anstrengungen auszuruhen. Wir waren beide unruhig, dennoch schiefen wir bald ein und wurden erst gegen vier Uhr geweckt, als der Zeitpunkt für die Reisevorbereitungen gekommen war. Zuerst mussten wir uns darüber einigen, auf welche Weise die Nachricht überbracht werden sollte. Auf alle Fälle wurde sie kopiert, denn man musste damit rechnen, dass eine von uns die Strapazen nicht aushalten werden könne und so den Tod in den Wellen finden könnte. Sodann kamen wir auf den Gedanken, es sei wohl das Beste, den Bericht ganz klein zusammenzurollen und in einen Kaugummi zu legen. Auf diese Weise war das Papier davor geschützt, nass zu werden, andererseits hatten wir die Möglichkeit, den Kaugummi im Falle einer drohenden Gefangennahme zu verschlucken. Alle Freunde unserer Gruppe waren sehr aufgeregt und wünschten uns eine glückliche Reise. Wir streiften die Männerkleidung ab, die im Kampf sonst viel bequemer war und zogen die in dieser Gegend übliche Bauertracht an, während wir am Körper einen modernen Schwimmanzug hatten, damit man uns im Bedarfsfalle für muntere Badenixen halte.

Als wir am Strand ankamen, fanden wir dort viele Badende, die noch vor Sonnenuntergang Erfrischung in den kühlen Wellen suchten. Wir legten unsere Kleider in einer Kabine ab und mischten uns unbefangen unter sie. Zuerst plätscherten wir ein bisschen im seichten Wasser und entfernten uns langsam vom Ufer. Ein Badender, der uns bemerkte, rief uns nach, wir sollten uns nicht zu weit hinauswagen, Haifische seien in der Umgebung gemeldet worden. Wir bekamen es mit der Angst zu tun. Die lange, gefährvolle Reise sollte uns noch durch Haifische erschwert oder gar verunmöglicht werden. Tatsächlich waren in den letzten Tagen grosse Transportschiffe mit italienischen Truppen in nahegelegenen Häfen eingelaufen und bekanntlich begleiten ja die Raubtiere des Meeres derartige Transporte. Aber was blieb uns übrig? Der Bericht musste überbracht werden. Wir setzten unsere Reise fort....

Bald hatten wir schon eine lange Strecke hinter uns. Das Meer war angenehm warm, die Luft kühlte sich langsam ab. Die Sonne schickte noch einige Strahlen schräg über die Wasseroberfläche, verschwand aber langsam hinter den grauen Felsen. Der Strand lag in der Ferne, die Badenden konnten wir nicht mehr unterscheiden. Plötzlich tauchte ein Boot auf. Wir erschrakten heftig, denn wir dachten, es sei eines der zahlreichen Patrouillenboote, die Wache hielten. Zum Glück war es ein einfacher Fischer. Erstaunt rief er uns zu, was wir so spät draussen suchten. Wir antworteten, wir trainierten für ein Wettschwimmen, und da wir den ganzen Tag keine Zeit hätten, müssten wir den Abend dafür verwenden. Der Fischer dachte, wir seien verrückt, denn von einem Wettschwimmen hatte der gute Mann noch nie

etwas gehört. Aber er begnügte sich mit unserer Antwort und setzte seinen Weg fort.

Inzwischen war es immer dunkler geworden und wir wurden langsam müde. Wir ruhten einige Minuten auf dem Rücken aus, doch konnten wir nicht lange rasten, denn wir hatten noch einen sehr langen Weg vor uns. Je weiter wir schwammen, umso unheimlicher wurde es uns zumute. Zwar kannten wir den Weg genau; aber jetzt erfüllte uns die dunkle, glatte Wasserfläche mit Unbehagen. Über uns leuchtete ein sternklarer Himmel, vor uns nichts als das dunkle Meer. Wir hatten für Augenblicke das Gefühl, den Weg verfehlt zu haben. Wir mussten uns gefühlsmässig orientieren. Nach einer halben Stunde tauchte plötzlich aus den Fluten eine dunkle Masse auf um sogleich wieder unterzutauchen. Der Schreck fuhr uns durch die Glieder: es war ein Haifisch. Wie sollten wir diesem gierigen Ungetüm entkommen, allein, ohne Boot, weit entfernt vom Festland? Leise flüsterte ich meiner Freundin zu, wir müssten das Schwimmen nun möglichst unter Wasser fortsetzen. Wir tauchten unter. Das Schwimmen unter dem Wasserspiegel waren wir zwar gewöhnt, jetzt aber fiel es uns schwer, da wir bereits ermüdet waren, und die Angst unsere Glieder lähmte. Nach längerer Zeit konnte ich es nicht mehr aushalten und begann oberhalb des Wasserspiegels zu schwimmen. Auch meine Freundin tauchte kurz darauf wieder auf. Der Haifisch war unsichtbar, diesmal waren wir dem Ungeheuer entkommen. Doch wir befürchteten, der gesichtete Haifisch sei bloss einer aus einem ganzen Rudel, da diese Tiere scharenweise aufzutreten pflegen.

Der Schreck und das mühevollen Unterwasserschwimmen hatte uns sehr ermüdet. Wir mussten wieder rasten

und berechneten, wie viel wir noch brauchten, um unser Ziel zu erreichen. Wenn wir uns beeilten, blieben uns noch etwa zwei Stunden. In diesen Augenblicken bereu-ten wir beide, die gewagte Expedition unternommen zu haben, obwohl wir nicht darüber sprachen. Unser Kau-gummi schmeckte schon bitter. Wir mussten darauf ach-ten, ihn nicht zu verschlucken, da uns beim Schwimmen ständig Wasser in den Mund schlug.

Plötzlich rief meine Freundin, die etwas zurückge-blieben war, verzweifelt aus, ich solle sofort halten. Ich schreckte zusammen, schwamm etwas zurück und traf sie ganz in Tränen aufgelöst und ins Wasser starrend; sie hatte den Kaugummi mit der wertvollen Meldung ausgespuckt. Was blieb übrig? Den Kaugummi suchen war unmöglich. Obwohl ihre Anwesenheit jetzt nicht mehr wichtig war, musste sie dennoch mit mir weiter schwimmen, da wir uns ja auf halbem Wege befanden. Ich beruhigte die Unglückliche, tröstete sie, dass ich noch meinen Kaugummi fest im Munde halte; aber auch mir wurde es bange, wenn ich daran dachte, dass mir das inhaltvolle Bonbon wegschwimmen könnte. Unsere Reise wurde immer beschwerlicher. Wir waren beide entsetzlich müde, durften aber nicht halten, sonst liefen wir Gefahr, in der vollkommenen Dunkelheit gänzlich die Orientierung zu verlieren. Meine Kameradin blieb etwas zurück; ich verlangsamte das Tempo, damit wir einander nicht aus den Augen verlören. Ich bemerkte, wie schwer sie vorwärts kam, und wie ihr jede neue Bewegung sichtliche Schwierigkeiten bereitete. Plötzlich hielt sie inne, legte sich auf den Rücken und rief: «Schwimm weiter, ich kann nicht mehr!» Ich schrie sie an, sie solle keine Dummheiten machen, jetzt sei keine Zeit zu kindischem Benehmen. Im Grunde war ich ent-

setzt, als ich ihr bleiches, verkrampftes Gesicht erblickte, und sie mich mit verzweifelten Augen ansah. Sie war tatsächlich vollkommen erschöpft. Aber was hätte ich hier mitten in den Wellen, ohne Boot, weit vom Festland mit ihr machen sollen? Ich hätte wohl Rettungsschwimmen betreiben können, aber wie lange? Auch ich war der Erschöpfung nahe und kämpfte heftig gegen die grosse Müdigkeit. Ich sprach dummes Zeug, sie solle sich ein Beispiel an den zahlreichen tapferen Kämpfern nehmen, die die wildesten Abenteuer erlebten und doch ihre Mission ausführten. Inzwischen liess sie sich weiter auf dem Rücken treiben. Als ich sah, dass es so nicht weiterging, fasste ich einen Entschluss. Obwohl ich voller Mitleid mit meiner mutigen kleinen Gefährtin war, die sich trotz ihrer Jugend einer so gefährvollen Unternehmung zur Verfügung gestellt hatte, nahm ich meine ganze Kraft zusammen und versetzte ihr eine heftige Ohrfeige. Das Mittel hatte genügt, wir setzten den Weg fort. Nach etwa einer halben Stunde sahen wir in der Ferne Festland auftauchen: es war unser Bestimmungsort. Das war natürlich eine grosse Freude für uns und gab uns neue Kraft, auszuhalten. Als wir bereits nahe der Küste waren, bemerkte ich, wie meine Gefährtin lautlos untertauchte. Ich ahnte Böses, eilte zur Stelle, wo sie verschwunden war, zog sie hoch: sie war bewusstlos. Jetzt blieb mir nichts anderes übrig, als sie schwimmend so schnell als möglich an Land zu bringen. Ich wusste nicht, wie ich das fertig bringen würde. Langsam kam ich mit meiner Last vorwärts. Schon war die Küste nur noch einige Meter von uns entfernt, als plötzlich ein helles Licht auflammte: ein italienisches Patrouillenboot. Seltamerweise erfüllte mich der Anblick dieses Schiffes mit keinerlei Entsetzen. Ich hatte eher ein Gefühl der Ge-

borgenheit, endlich konnte ich doch meine Last los werden. Aber die Nachricht, die ich zwischen den Zähnen hielt....

Das Boot kam näher. Wir wurden aufgenommen. Ich begann zu jammern, die Ohnmächtige sei meine Schwester, die Selbstmord verüben wollte und ich sei ihr daher nachgeschwommen. Die Soldaten im Boot steuerten eilig der Küste zu, wir wurden ausgebootet und in ein Wachthäuschen getragen. Dort begannen sich die Männer um meine Kameradin zu kümmern, indem sie künstliche Atemübungen mit ihr vornahmen, während zwei andere Soldaten mich einer Leibesvisitation unterzogen. Ich hatte meinen Kaugummi im Mund, ich war aber bereit, ihn jederzeit zu verschlucken. Meine Gefährtin gab noch kein Lebenszeichen von sich. Als die Männer meldeten, sie hätten bei mir nichts gefunden, benützte ich den Augenblick, um zu entfliehen. Die Dunkelheit der Nacht und meine Ortskenntnisse halfen mir. Bald war ich für die mit Taschenlampen herumleuchtenden Soldaten nicht mehr sichtbar, hörte aber, wie diese sofort die übrigen Wachtposten durch eine elektrische Glocke alarmierten. Ich hatte mich indessen an einen Felsen geklammert, kletterte dann hoch und huschte so über die spitzigen Steine, die mir die nackten Fusssohlen aufrissten. Ich fürchtete sehr, die Blutspuren könnten mir und meinen Kameraden zum Verhängnis werden, daher riss ich kurz entschlossen meinen Badeanzug vom Leibe, zerriß ihn in zwei Stücke und verband mir die Füße und lief nackt weiter über das Gestein. Ich hörte deutlich, wie die Wachtposten lärmend ein Fischerhäuschen nach dem anderen nach mir durchsuchten. Endlich aber gelang es mir, das Hauptquartier der Partisanen zu erreichen. In ganz erschöpftem Zustand machte ich das Geheimzei-

chen, das nur die Eingeweihten kannten. Ich fiel auf ein Strohlager, warf eine Decke über meinen nackten Körper, spuckte meinen Kaugummi aus und schief ein. Am Morgen erwachte ich im Zelt des kommandierenden Kameraden der Insel X. Ich hatte mich meines Auftrages erledigt. 180 Kämpfer waren gerettet...

Verrat

So abenteuerlich ich auf die Insel gekommen war, so unromantisch gelangte ich wieder zurück zu meiner Partisanengruppe. Der Partisanenchef der Insel stand nämlich mit einigen italienischen antifascistischen Soldaten in Verbindung, denen er mich anvertraute, und die mich im Boot mitnahmen, als sie an die gegenüberliegende Küste fuhren, um dort ihre Freizeit zu verbringen. Noch einen Tag verbrachte ich in «meinem» Abschnitt, dann war mein «Urlaub» zu Ende. Im Grunde und in aller Offenheit gesagt, war ich froh, als sich hinter mir das schwere, eiserne Tor des Spitals wieder schloss. Die letzten Tage waren tatsächlich etwas zu spannend für meine Begriffe gewesen und während ich die Treppen zu meiner Stube hinaufkroch, malte ich mir aus, wie schön, wie wunderschön es sein werde, wieder eine Nacht in einem weissen, reinen Bett zu verbringen. Es war gerade die Stunde, da wir das Abendessen im Garten einzunehmen pflegten. Ich erwartete daher, niemanden in meinem Zimmer zu treffen. Umso erstaunter war ich, als ich Sandra beim Tisch sitzen und ihr Abendessen verzehren sah. Wir fielen uns um den Hals. Nach der ersten Begrüssung wurde Sandra sehr ernst und zog mich zur Seite. «Ljuscha, es ist etwas Schreckliches geschehen. Du musst weg, und zwar sofort.» Ich verstand

nicht. «Unsere Gruppe ist hochgegangen. Die Jungens in den Bergen haben es glücklicherweise frühzeitig genug erfahren, um sich in andere Gebiete zurückzuziehen. Einige Verhaftungen wurden schon in Kotor vorgenommen. Man weiss, dass Du die Sache hier im Spital organisiert hast. Von mir weiss man sonderbarerweise nichts. Du musst verschwinden und zwar nach Italien. Hier kannst Du nicht bleiben, denn sie würden Dich finden. Dort kannst Du untertauchen. Und bei der schlechten Organisation der Italiener läufst Du keine Gefahr!»

«Sandra, ich bitte Dich, sprich klar! Was ist vorgefallen? Wie soll ich denn nach Italien? Du weisst doch sehr gut, dass von hier niemand ohne ‚lascia passare‘ fort kam und dass man dieses Dokument erst nach Monaten nach erfolgter Rückfrage bei der politischen Polizei und mit einer Bewilligung des Innenministeriums in Rom erhalten kann.» «Dennoch musst Du dorthin, Ljuscha. Ich will Dir berichten, was vorgefallen war. Als Du fort warst, kam wie gewöhnlich am Mittwoch der kleine Junge mit den Himbeeren, um mir eine Botschaft von ‚dort‘ zu bringen. Ich war aber bei einer Operation. Der Kleine sagte dummerweise, er möchte unbedingt Schwester Sandra sehen. Als ihn die anderen fragten, warum, erklärte er, ich habe bei ihm Himbeeren bestellt und die wolle er mir geben. Barbara war dabei und wie mir Marinka später berichtete, erklärte sie dem Jungen äusserst freundlich, sie würde mir die Himbeeren aufheben, er brauche sich gar nicht zu fürchten. Der Kleine war so dumm und liess die Beeren mit der Botschaft da. Als Barbara mir die Schale mit dem Inhalt übergab, war die Botschaft weg. Barbara hatte sie gefunden. Sie mochte uns schon lange beobachtet haben, sonst wäre dies nicht möglich gewesen. Ausserdem arbeitet sie mit

Stankac, dem Torwart, zusammen. Durch Zufall war die Botschaft an Dich und nicht an mich adressiert, so dass Barbara gegen mich keinen Verdacht hegt. Zweifellos wäre Barbara gegen Dich sofort vorgegangen, wenn nicht zwei glückliche Zufälle eingetreten wären: erstens ist unser Spitalkommandant auf einige Tage verreist, zweitens kam zur gleichen Zeit Barbaras deutscher Chef, mit dem sie während ihres Aufenthaltes beim deutschen Alpenjägerregiment in Montenegro gearbeitet hatte und der sie bat, mit ihm einen Ausflug nach Dubrovnik zu machen, was ihr Major Baldacci auch sogleich bewilligte. Ich erfuhr, dass Stankac dann sofort eine Anzeige gegen den kleinen Jungen erstattete, dem man sofort nachging und dadurch die Zentrale aushob. Die übrigen Zweige konnten rechtzeitig gewarnt werden, nur in Kotor flogen auch einige auf, aber im Zusammenhang mit einer anderen Sache. Gegen Dich behält sich Barbara vor, nach ihrer und des Kommandanten Rückkehr persönlich vorzugehen, denn sie möchte den Triumph richtig auskosten. Jetzt musst Du also die Zeit, die noch übrigbleibt, ausnützen und «verduften». Heute Nacht ruhe Dich noch aus, bereite Deine Sachen vor und morgen musst Du in Kotor sehen, wie Du die Ausreise von hier und die Einreise nach Italien bekommen kannst. Aber ich verlasse mich auf Dich: «Du wirst es schon schaffen». «Mein Gott, Sandra, das geht doch nicht, wie komme ich überhaupt aus dem Spital heraus? Ich komme doch soeben vom Urlaub». «Du sagst Major Baldacci, irgendein naher Verwandter in Kotor sei todkrank und Du müsstest ihn besuchen». «Jetzt wird mir richtig bange, Sandra.»

Major Baldacci war nicht wenig ungehalten, als ich kaum vom Urlaub zurückgekehrt, wieder weggehen

wollte. Diesmal kostete es mich aber keine Überwindung, loszuheulen, so dass er von der bösen Krankheit und dem baldigen Tod meines «nahen Verwandten» genügend überzeugt war, um mir einen Urlaubsschein nach Kotor auszustellen. Als ich diesen erhalten hatte, war ich wieder ein wenig ruhiger und legte mich in das Bett. Sandra packte inzwischen meine wenigen Sachen, die ich mithatte und ich versuchte zu schlafen, was nach den Anstrengungen der letzten Tage doch nicht schwer sein sollte. Aber ich konnte keine Auge schliessen. Immer wieder musste ich an Barbara, die Verräterin, denken.

Barbara

Sie war blond und blauäugig, nicht hässlich, aber etwas unfein, gut gewachsen und frisch. Ihre Augen waren nicht geistreich und ihre Stimme viel zu schrill. Im Grossen und Ganzen genommen war Barbara eine hübsche Frau, solange sie den Mund nicht aufmachte und man ihre Stimme nicht hörte, war sie sogar entschieden reizvoll. Ihre Abstammung war etwas unklar. Wir wussten nur, dass sie eine sogenannte «Volksdeutsche» väterlicherseits war, d.h. zu jenen «Schwabern» gehörte, die sich im Banat und in der Batschka in kompakten Siedlungsinseln niedergelassen hatten. Dennoch wollte Barbara nicht als «Schwabica» (Schwäbin) gelten, obwohl doch in der neuen Ära dies eher ein Lob als ein Spott war. Es war sehr schwierig, Barbaras Ursprung festzustellen, denn sie sprach Deutsch genauso wie Serbisch, das heisst gleich schlecht. Wäre ich Barbaras Freundin gewesen, ich hätte ihr geraten, möglichst wenig zu sprechen, denn für sie galt wie für keinen anderen das Sprichwort: «Wer viel

spricht, kann Fehler nicht vermeiden». Doch da ich nie Barbaras Freundin war, unterliess ich es, sie mit Ratschlägen zu versehen.

Wir hatten nie sehr für einander geschwärmt, doch von diesem Tage an waren unsere Beziehungen besonders schlecht, an dem ich Zeugin einer Ohrfeigenszene wurde, in deren Mittelpunkt Barbara stand. Barbara war damals seit zwei Wochen verheiratet. Ihr Mann war ein russischer Emigrant, der in der jugoslawischen Armee im Grade eines Oberleutnants Dienst als Arzt leistete. Gross und hässlich, mit kurzgeschorenen, nach oben strebenden Haaren und breiten Zähnen, nannte man ihn im Spital den «Igel mit dem Pferdemaul». Seine Faulheit war phantastisch: Wenn er Mittagspause hielt, hätte vor seinen Augen ein Kranker ruhig verbluten können; Dr. Rykov hätte nicht einmal mit der Achsel gezuckt. Wenn er viel getrunken hatte, wurde er sehr mitteilksam, wobei ein einziges Thema immer und immer wieder ausgebreitet wurde und das er bis ins letzte Detail zerlegte: Seine Enteignung während der russischen Revolution. «Als armer Mann», so erzählte er in solchen Augenblicken grosser Mitteilksamkeit, «war ich – Sergej Rykov – nach Jugoslawien gekommen. Aber mein Geist verhalf mir zu neuen Erfolgen», und stolz sah er sich im Kreise um, ob die Anwesenden seine Meinung teilten. Die Bekanntschaft zwischen Dr. Rykov und Barbara rührte schon von lange her. Barbara war von Beruf Hebamme. Dr. Rykov, der in einem Frauen-Spital jahrelang als Sekundärarzt tätig war, hatte Barbara auf seine Kosten ausbilden lassen. Solange sie nicht verheiratet waren, lebte Barbara mit Dr. Rykov in einem Monatszimmer in der Stadt. Nachdem die Hochzeit stattgefunden hatte, übersiedelten sie ins Spital. Das war kurz nachdem ich in Meline angekom-

men war. Seitdem teilte sie unser Zimmer, sehr zur Unzufriedenheit Maras und Jelkas, die beide von Barbara nicht begeistert waren. Barbara hatte anscheinend die Ansichten gutgeheissen, die mir der italienische Offizier am ersten Abend der Besetzung über die Rolle und Aufgaben der Krankenschwester auseinandersetzte. Denn, wenn Barbara Nachtdienst auf der chirurgischen Abteilung hatte, musste man sie im Bedarfsfalle im Zimmer des Dr. Leopardi aufsuchen. Auch war sie von uns allen die einzige, die mit Major Baldacci auf gutem Fuss stand. Seine Vorliebe für Barbara grenzte an Ungerechtigkeit gegen uns. Obwohl Mara, die Berufsschwester war und seit Jahren den Operationsaal I bediente, als Assistentin und Sterilisatorin äusserst tüchtig war, Barbara hingegen nicht einmal eine Injektion zu geben verstand, musste Mara plötzlich den Operationsdienst verlassen und Zimmediendienst machen, während Barbara an den Instrumenten herumhantierte. Während wir alle um 6 Uhr aufstehen mussten, galt diese Regel für Barbara nicht. Auch durfte sie in Zivilkleidern herumlaufen, während für die übrigen die Uniform Pflicht war.

Es war bekannt geworden, dass Barbara kurz nach der Hochzeit Demarchen unternahm, um ihren Mann in die kroatische Kriegsmarine, die neu geschaffen worden war, aufnehmen zu lassen. Ihr Bestreben, den Mann zu entfernen, war zu offensichtlich, um nicht vom ganzen Spital kritisiert zu werden. Irgendwie musste es Dr. Rykov zu Ohren gekommen sein, dass es seine junge Ehegattin mit der ehelichen Treue nicht allzu genau nehme, denn eines Tages erschien er auf der chirurgischen Abteilung und verlangte stürmisch seine Frau zu sprechen. Barbara war soeben im Begriffe, einen Verband anzulegen und ich sagte Dr. Rykov, sie würde bald kommen. Aber Bar-

bara kam und kam nicht. Ich war inzwischen ebenfalls in den Verbandraum zurückgekehrt und machte sie darauf aufmerksam, dass ihr Mann draussen warte. «Soll er ruhig warten, ich gehe nicht hinaus», sagte sie und zündete sich eine Zigarette an, obwohl das Rauchen auf der Abteilung streng verboten war. Aber plötzlich wurde die Türe aufgerissen und hereingestürmt kam der beleidigte Ehemann Dr. Rykov. «Wo hast Du die letzte Nacht verbracht, schmutzige Hure Du», brüllte er seine Frau an. Barbara war entschieden kleinlauter geworden angesichts dieser unerwarteten Haltung ihres Mannes und sie zog es vor, nicht zu antworten. Doch ihr Schweigen reizte Dr. Rykov nur noch mehr, so dass er sie plötzlich an den Haaren packte und ihr während ungefähr fünf Minuten eine Ohrfeige nach der anderen gab. Inzwischen war Major Baldacci eingetreten, doch der sonst so bequeme Dr. Rykov hatte noch immer nicht genug. Die Ankunft des Italieners gab ihm neuen Schwung und Barbara bekam ungefähr noch zwanzig Ohrfeigen in Anwesenheit ihres Chefs. Dann spukte ihr Dr. Rykov ins Gesicht und verliess das Zimmer, während sie mit dick geschwollenen Backen und geballten Fäusten dastand und vor Wut und Schmerz heulte. Nach einer Woche war Dr. Rykov in der kroatischen Armee. Man erzählte sich, Barbara hätte nicht umsonst Verbindungen zu deutschen Offizierskreisen gehabt.

Barbara konnte es mir nie verzeihen, dass ich ihre Verprügelung, wenn auch unfreiwillig, miterlebt hatte. Zweifellos würde sie alles daransetzen, um mich zu erledigen. Ihrerseits musste ich mich auf das Schlimmste gefasst machen.

Flucht

Flucht – das klingt so geheimnisvoll, gefährlich und aufregend. Darum weiss ich gar nicht, ob ich meinen Flug von Dalmatien nach Italien so nennen kann. Ich musste also weg. Sofort, augenblicklich und so schnell wie möglich. Aber es war – wenn man so sagen darf – eine «legale» Flucht. Und den Stempel verlieh ihr die oberste Behörde, die es in jener Zeit in dieser Gegend gab: die Präfektur von Kotor.

Nachdem ich verstohlen von Sandra und Mara Abschied genommen hatte, schlich ich mich aus dem Spital. Ich wollte möglichst wenig Aufsehen erregen. Mit einem Militärauto fuhr ich dann nach Kotor, wo ich eiligst auf die Präfektur lief, die für Ausreisebewilligungen zuständig war. Schon vor dem Gebäude stand eine lange Reihe von Menschen. Mit Mühe konnte ich mich bis zum Eingangstor durchdrängen. Die Wartenden überhäuften mich mit Beschimpfungen wegen meines frechen Benehmens und weiss Gott, sie hatten Recht. Wie lange mochten sie schon dagestanden haben! Ein zerknüterttes Bäuerlein rief mir zu, er sei schon um drei Uhr aufgestanden, um ja nicht zu spät zu kommen und jetzt warte und warte er und dann käme ein Mädels und dränge sich rücksichtslos vor. Aber wie hätte ich ihm meine Lage erklärlich machen sollen? Als ich mich glücklich bis zum Eingang durchgeboxt hatte, standen vor mir zwei grosse italienische Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett. «Wohin wollen Sie, Signorina?» rief mir der eine zu. Aber ich war dem anderen inzwischen fast um den Hals gefallen. Es war nämlich ein Junge, der einen kleinen Unfall erlitten hatte und dem ich erste Hilfe leistete, als man ihn ins Spital brachte. Auch er hatte mich erkannt und

begann sich genau über den Zustand von ehemaligen Spitalinsassen zu erkundigen. Nachdem seine Neugierde endlich gestillt zu sein schien und ich wie auf Nadeln dastand und wartete, bis er mit seinen Fragen aufhören würde, brachte ich endlich meine Bitte vor. «Ich muss sofort mit dem Präfekten sprechen», sagte ich. Marios freundliches Bauerngesicht wurde ernst. Er begann sich nachdenklich den Kopf zu kratzen. «Das ist schrecklich schwer, Sorellina, ich weiss gar nicht, wie ich das einrichten soll. Ich müsste Ihnen jetzt eine Nummer geben, doch mit dieser könnten Sie höchstens in zwei Tagen an die Reihe kommen.» «Mario, es ist dringend, bitte, hilf mir.» Ich mochte das wohl sehr dramatisch gesagt haben, denn Mario tat ganz bestürzt und murmelte seinem Kollegen etwas zu. Die Menge hatte inzwischen mit Spannung die Vorgänge vor dem Eingangstor verfolgt. Jetzt, da sie sahen, dass der Soldat zögerte, kam Bewegung in die Masse und von rückwärts begann man zu drängen und wütende Rufe tönnten vereinzelt bis hierher nach vorne. «So geh doch», sagte mir Mario rasch und zwängte mich zur Türe hinein. Als ich schon drinnen war, hörte ich das Wutgeheul, das draussen angestimmt wurde. Nun stand ich in einer riesigen Halle, die ebenfalls mit ungeduldig Wartenden angefüllt war, von welchen jeder eine Nummer in der Hand hielt, auf die ab und zu ein Blick geworfen wurde. Neben mir stand ein Mann und ich bemühte mich, seine Nummer zu entziffern. 146 stand da geschrieben. Mir wurde es schwarz vor den Augen. Inzwischen hatte ich bemerkt, dass eine breite Stiege zum obern Stockwerk hinaufführte. Zu beiden Seiten des Aufganges standen wieder zwei Soldaten. Zum Glück schien der eine in eine heftige Debatte mit einer angriffslustigen Montenegrinerin verwickelt zu sein, denn sie schrie aus

Leibeskräften, wackelte mit dem Kopf und rollte mit den Augen, während er die Hände rang, so dass man nicht wusste, ob er ein inbrünstiges Gebet sprach oder den Verkehr in einer Grosstadt zu dirigieren versuchte. Ich raste die Stiege hinauf. Der andere Soldat wollte mich bei den Haaren erwischen, aber ich war schon an ihm vorbei. Er sprang mir nach, ich lief wie besessen immer weiter, bis ich vor einer Tür anlangte, vor der eine Frau stand. Mit einem Stoss hatte ich sie zur Seite gedrängt, riss die Türe auf und stand in einem grossen, eleganten Raum, an dessen unterem Ende, hinter einem grossen Schreibtisch, ein Mann in Uniform sass. Ich stand atemlos und verschwitzt da und rang vergebens nach Luft, um ein paar Worte stammeln zu können. Langsam kam ich zu mir. Inzwischen hatte ich auch eine Frau in Uniform der Fascistinnen erblickt. Sie kam auf mich zu und sagte scharf: «Was wollen Sie?» «Ich... ich ... ich muss mit dem Präfekten sprechen». «Wo ist Ihre Nummer?» fauchte sie gereizt. Jetzt hatte ich mein Gleichgewicht wieder gefunden und lief nach vorn, dort wo der Mann in Uniform hinter dem Schreibtisch sass. Dieser sah mich verwundert an: «Sie wünschen, Fräulein?» «Ich muss mit Ihnen sprechen, Herr Präfekt», begann ich schnell. «Wie ist Ihr Name? Ich sehe, Sie tragen die Uniform des Roten Kreuzes. Sind Sie Italienerin?» «Nein, Herr Präfekt, ich arbeite als Krankenschwester im Marinespital von Meline, wo ich nach dem Waffenstillstand von den Besatzungsbehörden übernommen und seither nicht weggelassen wurde.» Die Frau in der schwarzen Uniform stand jetzt dicht hinter mir und mischte sich ins Gespräch. «Wie unterstehen Sie sich, ohne Nummer und ohne Anmeldung in das Zimmer des Herrn Präfekten zu stürzen?» sagte sie. Ich tat, als hätte

ich sie nicht gehört. Der Präfekt machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung. «Wollen Sie Italienisch sprechen oder möchten Sie, dass meine Dolmetscherin einspringt?» sagte er etwas freundlicher. «Vielen Dank, Herr Präfekt, aber ich will es schon mit dem Italienischen versuchen. Ich habe ja in der letzten Zeit auch Dolmetscherin im Spital von Meline gespielt und so wird es wohl gehen.» Der Mann schien beeindruckt zu sein. Die Dolmetscherin knurrte wütend in schlechtem Serbisch: «Ich rate Ihnen, Serbisch zu sprechen. Der Herr Präfekt liebt es nicht, wenn man Fehler im Sprechen macht.» Obwohl ich mir meiner Ungezogenheit bewusst war, konnte ich nicht umhin, für einen Augenblick meine Matrosenkappe abzunehmen und mir den Schweiß von der Stirne zu wischen. Dann nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und sagte furchtbar freundlich, während ich den Präfekten mit grossen Augen ansah: «Wenn es Sie weiter nicht stört, so wäre ich Ihnen dankbar, Sie allein sprechen zu dürfen.» Wenn Blicke töten könnten, wäre ich in diesem Augenblick sofort zur Leiche geworden. Denn die Dolmetscherin schien mich mit ihrem wütenden Blick am liebsten durchbohren zu wollen. «Wollen Sie die Akten für den nächsten Fall vorbereiten», sagte der Präfekt zu seiner Sekretärin freundlich, aber bestimmt. Diese trampelte hinaus und machte die Türe hinter sich mit Nachdruck zu. «Sie können beginnen, Schwester. Was führt Sie zu mir?» «Herr Präfekt, ich muss fort. Ich muss meine Mutter aufsuchen, die in der Schweiz ist und schwer erkrankte.» War die erste Hälfte des Satzes wahr, so war der Schluss glatt erfunden und ich wunderte mich über mich selbst, wie ich so ruhig lügen konnte. «Ja, das ist äusserst schwer, Sie werden wahrscheinlich wissen, dass die Ausreiseerlaubnis nur

nach etlichen Rückfragen erteilt werden kann und das dürfte wohl einige Monate in Anspruch nehmen», sagte der Präfekt nachdenklich. «Einige Monate? Ich muss sofort abreisen, heute noch. Ich muss. Verstehen Sie das, Herr Präfekt?» Ein wenig ärgerlich räusperte sich dieser und fügte hinzu: «Ich könnte unter Umständen ein Begleitschreiben Ihrem Ausreisegesuch beifügen, damit die Formalitäten rascher erledigt werden. Doch auch dann müssen Sie sich wohl einige Wochen gedulden. Ich fürchte, das ist alles, was ich für Sie tun kann. Plötzlich hatte mich mein Mut von vorhin verlassen und eine grosse Verzweiflung stellte sich bei mir ein. Es würde ja doch nicht gehen, dachte ich. Die ganze Hetzjagd war vergebens gewesen. Man würde mich verhaften und dann? Auf diese bange Frage wusste mein Gehirn keine Antwort. Oder wollte ich die Antwort nicht wissen? Wie im Traume sah ich vor mir die Plakate mit den riesigen Schlagzeilen, die einem von den Mauern der Städtchen und Dörfer entgegensprangen: «Wer gegen die Besatzungsmacht Sabotageakte betreibt, wer erlaubt Waffen aufbewahrt hat, wer----- » Und dann stand es da, schwarz auf weiss, unauslöschlich und unerbittlich:« ..wird mit dem Tode bestraft..»

Ich gab mir keine Mühe mehr, ich stand und starrte vor mich hin, während ich fühlte, wie die Tränen langsam hinabrollten und auf meine Uniform tropften. Ich mochte wohl einen sehr verzweifelten Eindruck gemacht haben, denn hinter dem Tränenschleier sah ich, wie sich der Präfekt erhob, auf mich zukam und mich zu einem Stuhl führte, sein Fauteuil heranrückte und mich setzen hiess. Ich dachte nicht mehr daran, ihn beeindruckend zu wollen. Ich heulte, weil es gut tat und ich nicht anders konnte. Ich ahnte nicht, dass das das Beste war, was ich tun

konnte. Plötzlich sprang der Präfekt auf und eilte wieder an seinen Schreibtisch. Dann nahm er die Telephon-Muschel ans Ohr, während er mit der rechten Hand eine Zahl einstellte. Er verständigt die Polizei, durchzuckte es mich. Wie aus der Ferne hörte ich ihn sagen. «Spricht dort Ala Littoria? Hier ist die Präfektur. Wann fährt das Flugzeug nach Ancona? Es ist schon weggegangen, also? Hm, das ist schade; verbinden Sie mich bitte mit Kapitän X.» Wie eine leise Hoffnung durchzuckte es mich. Vielleicht würde ich doch noch fortkönnen? Dann hörte ich wieder die Stimme des Präfekten: Kapitän X.? Hier spricht der Präfekt von Cattaro. Geht heute ein Militärflugzeug nach Ancona? Ja, also gut. Ich brauche einen Platz. Wollen Sie das sofort vormerken. Ja den Namen. Einen Augenblick» und zu mir geneigt fragte er nach dem Namen. Dann nahm er wieder die Muschel «Gradovska. Ljuscha Gradovska. Also um 11 Uhr 20, danke.» Damit hatte er abgehängt. Ich sass wie angegelt auf meinem Stuhl und wagte nicht zu glauben, dass dies alles Wirklichkeit war. Ich sah, wie der Präfekt wieder an seinen Schreibtisch getreten war und etwas schrieb. Dann kam er zu mir und übergab mir ein grünes Formular mit der Aufschrift «lascia passare speciale», reichte mir die Hand und sagte «Gute Reise, Ljuscha. Hoffentlich geht es Ihrer Mutter besser, bis Sie ankommen». Damit war unsere Unterhaltung beendet. Ich weiss eigentlich nicht, wie ich die Stufen hinunterlief, den Ausgang suchte und wieder im Freien stand. Immer wieder starrte ich entgeistert auf das grüne Formular, das ich in der Hand hielt. Dann ging es mir durch den Kopf: «11 Uhr 20». Ein Blick auf die Uhr zeigte mir, dass ich nicht mehr viel Zeit hatte. Jetzt galt es in aller Eile ein Auto oder ein Motorboot aufzutreiben, das mich nach

Tivat bringen konnte. Im Hafen war nirgends ein Boot sichtbar. Dann erblickte ich ein Motorboot mit einem staubigen Soldaten drauf. Aus Leibeskräften schrie ich «Halt!». Jetzt war ich wieder frech geworden. Ich streckte ihm mein «*lascia passare speciale*» entgegen, während ich mit der anderen Hand auf mein Rotes Kreuz am Ärmel wies. «Bringen Sie mich bitte sofort nach Tivat.» «Sogleich. Wenn Sie den hintern Platz nehmen wollen, gerne.» Und wie gerne wollte ich und dann sausten wir davon. In Tivat meldete ich mich sofort bei der «Ala Littoria». Der Mann, mit dem ich sprach, war anscheinend derselbe, dem der Präfekt telephonierte hatte, denn er wusste vor lauter Freundlichkeit nicht aus und ein. «Das Flugzeug steht schon bereit», sagte er. «Sehen Sie, da draussen. Es ist ein Wasserflugzeug, letztes Modell. Sie werden eine schöne Reise haben Fräulein». «Wie lange geht es wohl bis zur Abfahrt?», fragte ich. «Etwa eine halbe Stunde. Die Herren Offiziere sind noch essen gegangen». Ich beschloss, diese halbe Stunde auszunützen. Ich war ohnehin müde und verschwitzt und dachte schon mit einiger Wehmut daran, wie lange ich wohl mein Meer nicht mehr sehen werde. Und dann sprang ich zum Abschied ins Wasser. Nie fand ich ein Bad so herrlich wie in dieser halben Stunde vor der Abfahrt des Wasserflugzeuges, das mich nach Ancona bringen sollte. Im Flugzeug hatten vier Herren äusser dem Piloten und dem Bordpersonal Platz genommen. Es waren alles höhere Offiziere. Sie waren etwas verwundert, als sie mich erblickten, doch vermieden sie es, sich nach dem Ziel und dem Zweck meiner Reise zu erkundigen. Ich bemühte mich, auf alle ihre Fragen in möglichst korrektem und akzentfreiem Italienisch zu antworten, um nicht ihr Misstrauen zu erwecken. Ich erinnerte mich dabei an

Barbara und dachte daran, wie ihre unzulänglichen Sprachkenntnisse uns misstrauisch gestimmt hatten. Was würde sie jetzt unternehmen, nachdem ich fort war? Der Gedanke an diese verräterische Schwäbin verscheuchte meine gute Laune, die mich erfasst hatte.

Dann sah ich im Fluge Meline mit unserem Spital. Es waren doch bloss kurze Monate, die ich hier verbracht hatte und doch kam es mir wie eine Ewigkeit vor. Ich dachte an den ersten Tag, an den Tod des Soldaten Boschko, der mich für seine Frau gehalten hatte. Ich dachte an die unzähligen Stunden beim Verbinden, an den Nachtdienst, an Sandra und die übrigen Schwestern und an die Partisanengruppe, die wir hier gebildet hatten. Partisanen! Unser Wasserflugzeug hatte sich jetzt erhoben und wir flogen teilweise über graue, nackte Berge. Wohl mancher Freiheitskämpfer mochte sich hier verbergen. Und «unsere» Partisanen, diejenigen des Küstenabschnittes, mit welchen ich meine Rekrutenzeit verbrachte? Was war aus ihnen geworden? War man ihnen auf die Spur gekommen? Mit Trauer dachte ich an die kleine, fünfzehnjährige Partisanin, die mich auf meiner Reise nach der Insel X begleitet hatte und den Italienern in die Hände gefallen war. So in Gedanken versunken, verspürte ich plötzlich ein gewisses, unangenehmes Gefühl im Magen: unser Flugzeug senkte sich und hielt im Hafen von Zara. Hier beginnt das «eigentliche» Italien, sagte mir der eine der Flugzeuginsassen. Wir mussten aussteigen und in einem Boot wurden wir an Land gebracht, wo die Papiere kontrolliert wurden. Wieder überkam mich das Angstgefühl, das bald mein ständiger Weggefährte werden sollte, doch als ich den Milizsoldaten, der mein «lascia passare» betrachtete, ehrerbietig grüssen sah und seine Entschuldigung wegen «dieser

üblichen Formalitäten» entgegennahm, war ich beruhigt; der Stempel der Präfektur von Kotor und das Wörtchen «spéciale» wirkten Wunder!

Bald darauf war ich in Ancona. Eigenartig, wenn man plötzlich in einem fremden Staat ans Land steigt, dachte ich. Was soll jetzt weiter geschehen? Würde ich hier ruhig sein können oder würde die Hetzjagd weitergehen? Als ich die Zollrevision passiert hatte, führte mein erster Weg in ein Hotel. Schlafen, einmal richtig ruhig schlafen wollte ich. Meine Flucht war also, wie gesagt, völlig unromantisch und gemütlich. Aber eine Flucht war es doch, obwohl sie, wie es sich später zeigte, nicht gelungen war.

Verhaftung und erstes Verhör

Ich war gewarnt worden. Ich wusste, dass die Polizei mir auf der Spur war. Es konnte also nicht mehr lange bis zu meiner Verhaftung dauern. So hatte ich wenigstens Zeit, mich innerlich auf das Bevorstehende vorzubereiten. Doch oft weiss man etwas und will es doch nicht wahr haben. Und obwohl mir meine Vernunft sagte, es werde zur Verhaftung kommen, so wollten es meine Gefühle nicht wahr haben und ich verlor mich in dummen, kindischen Hoffnungen auf eine Art von Wunder.

Morgen sollte Maria kommen, die meine Briefe zu meiner Mutter in die Schweiz brachte, da sie den Grenzpassierschein besass und als Schülerin keiner Grenzkontrolle unterlag. Ich beschloss daher, rasch den Brief zu schreiben, um anderntags nicht früher aufstehen zu müssen. Auf einem Zettelchen teilte ich meiner Mutter mit, ich sei von anonymer Stelle gewarnt worden, dass sich die politische Polizei mit mir befasse und ich wahrscheinlich

bald verhaftet werden würde. Ich bat sie daher, die im Zuge befindlichen Demarchen zur Erteilung des Einreisevisums sofort zu beschleunigen. Nachdem ich diesen Brief geschrieben hatte, war ich etwas ruhiger und so schief ich auch bald ein.

Ich mochte wohl einige Stunden geschlafen haben, als es dreimal an der Haustüre klingelte. Ich schrak auf und wusste: Jetzt kommen sie. Ich hörte, wie die Pensionsbesitzerin schlaftrunken durch den Korridor schlürfte und einen erschrockenen Schrei ausstieß.

«Wir suchen Fräulein Ljuscha Gradovska», vernahm ich eine laute Stimme.

«Um Gottes Willen, was ist denn geschehen, was hat sie getan?», begann die Alte zu jammern. Ungeduldig verlangten die Polizisten den Eintritt zu meinem Zimmer. Soweit ich es von drinnen hören konnte, waren es ihrer mehrere. Alsbald stiessen drei Männer die Türe zu meinem Zimmer auf und einer leuchtete mir mit einer grellen Taschenlampe in die Augen.

«Stehen Sie auf! Ziehen Sie sich an! Wir haben Auftrag, Sie mitzunehmen.»

Ich tat verschlafen. Plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke: Der Brief, den ich an meine Mutter geschrieben hatte und der von der anonymen Warnung vor der politischen Polizei handelte, lag auf meinem Schreibtisch.

«Ich komme sofort», antwortete ich anscheinend schlaftrunken, währenddem ich fieberhaft nachdachte, wie ich diesen kompromittierenden Brief verschwinden lassen könnte.

«Darf ich Sie bitten, für einen Augenblick das Zimmer zu verlassen, meine Herren! Es wäre mir peinlich, mich in Ihrer Anwesenheit ankleiden zu müssen.»

«Kommt gar nicht in Frage. Machen Sie schnell, wir

haben keine Zeit. Inzwischen hatte einer Licht gemacht und begann bereits meinen Schrank zu durchstöbern. «Der Brief», dachte ich, «wohin mit dem Brief?» Ich sprang aus dem Bett, etwas temperamentvoll, um dem Schreibtisch möglichst nahezukommen.

«Wenn Sie sich bloss für einen Augenblick umdrehen möchten» sagte ich. «Es ist mir so unangenehm, das Nachthemd vor Ihnen auszuziehen». Lässig drehten sich die Polizisten um. Ich benützte den kurzen Moment, um den Zettel an mich zu nehmen. Ich wollte ihn in den Mund stecken und verschlucken. Doch schon hatten sich die Kerle umgedreht und ich hatte nur noch Zeit, den Brief in meiner Faust verschwinden zu lassen. Nun tat ich nicht mehr schamhaft, zog mich rasch an und war bald bereit, zu gehen. Inzwischen war das ganze Haus aufgewacht. Die übrigen Gäste kamen neugierig aus ihren Zimmern, schüttelten die Köpfe und taten höchst bestürzt. Die Polizisten warfen alle Kleider aus dem Kasten und begnügten sich schliesslich damit, sämtliche Hefte und Bücher, die sie vorfanden, mitzunehmen. Es war mir gar nicht wohl zu Mute, als ich in dem Polizeiauto Platz nahm, das nur ein vergittertes, kleines Fensterchen hatte, von wo aus ich verzweifelte Blicke in die schwarze Herbstnacht warf, um zu wissen, wohin man mich führte. Vor einem grösseren Gebäude wurde dann Halt gemacht, und ich wurde in einen Raum geführt, in dem ein kleiner dicker Polizeiunteroffizier sass, der mir befahl, mich zu setzen.

«Wir wissen von allem, von ihrer ganzen verbrecherischen Tätigkeit», begann er.

«Ich will Sie auch heute weiter nicht verhören. Ich teile Ihnen bloss mit, dass wir von Ihren Fluchtversuchen wissen und wir es deshalb vorgezogen haben, Sie noch

zur rechten Zeit sicherzustellen. Von jetzt ab gelten Sie als verhaftet. Führt sie abl»

Ich wurde in einen kleinen Raum geführt, wo man begann, meine Kleider genau zu durchsuchen. Ich hielt noch immer den gefährlichen Brief in der Hand. Im Auto habe ich ihn abermals schlucken wollen, doch zur rechten Zeit sah ich, dass mich einer der Polizisten im Spiegelbild beobachtete. «Nur den Brief nicht hergeben», ging es mir durch den Kopf. Vorläufig wusste ich nicht, was gegen mich vorlag. Vielleicht wussten sie alles, vielleicht nur einige unwesentliche Einzelheiten. Vielleicht hatten sie Beweise, vielleicht aber hatten sie bloss Vermutungen. Jedenfalls wäre dieser Brief einem Geständnis meiner Schuld gleichgekommen und ein solches Geständnis wollte ich auf alle Fälle vermeiden.

Ich weiss eigentlich heute noch nicht, wie es mir gelang, den Brief von einer Hand in die andere zu tun und ihn so vor dem Zugriff der Suchenden zu bewahren. Schliesslich brachte man mich in eine kleine, schmutzige Zelle. Hier, so sagte man mir, verbrächten die Untersuchungshäftlinge ihre erste Nacht in der Gefangenschaft.

Jetzt kam mir ein Einfall.

«Ich muss unbedingt auf die Toilette», sagte ich zu meinem Begleiter. Der räusperte sich, wusste offenbar nicht gleich, was da zu machen war.

«Ich bringe Ihnen ein Gefäss in die Zelle.»

«Vielen Dank, aber vergessen Sie nicht, mir auch eine Kerze zu bringen», antwortete ich. Er brachte mir schliesslich beides und verschwand, wobei er so unklug war, mir mitzuteilen, er würde sogleich wiederkommen, denn er dürfe mir die Kerze nicht lassen. Kaum war er draussen, nahm ich die Kerze und den Brief, welchen ich verbrannte, ständig in der Angst, er würde zu früh

in die Zelle treten. Die Asche ass ich auf. Ich fürchtete sehr, der Polizist würde den Brandgeruch bemerken, doch dies war nicht der Fall. So schlief ich denn trotz allem auf dieser kleinen, schmutzigen Pritsche ein, und wunderte mich, dass ich trotz der Flöhe, die ziemlich zahlreich in diesem Raum vorhanden waren, ruhig liegen blieb. Ich ahnte nicht, dass ich noch ganz anderes Ungeziefer zu spüren bekommen würde.

Früh am Morgen wurde ich abgeholt.

«Wohin führen Sie mich jetzt?», fragte ich meinen Begleiter.

«Zum Hauptmann, dem Untersuchungsrichter.» Tatsächlich wurde ich auch in eine Kaserne gebracht, wo der Hauptmann mich bereits erwartete. Er hiess den Polizisten das Zimmer zu verlassen, dann begann er das Verhör mit den üblichen Formalitäten, d.h. den Fragen nach Alter, Beruf usw. Plötzlich hielt er inne.

«Sie sind also 18 Jahre alt.»

Ich bejahte. Er schaute mich lange an und kam dann auf mich zu, nahm meine Hand und blickte mir in die Augen.

«Es tut mir leid um Sie, sehr leid. Sie sind noch so jung. Sie sagten vorhin, Sie wollten Rechte studieren, wenn Sie wieder frei sind. Nun, wenn Sie auch Ihr Studium noch nicht begonnen haben, so werden Sie diesen Paragraphen doch nur zu gut verstehen ...» Er ging an seinen Schreibtisch zurück, holte das italienische Militärstrafgesetzbuch und zeigte mir den Artikel, der sich auf mein Vergehen bezog, für das die Todesstrafe vorgesehen war. Ich zuckte leise zusammen. War es eine List, wie sie alle Untersuchungsrichter anwenden? Wollte mir dieser Mann wirklich helfen? Inzwischen war er wieder zu mir herangetreten und sprach weiter: «Ich bin nur proviso-

risch mit Ihrer Einvernahme beauftragt worden. Doch mein Kollege X. von der politischen Polizei («Ovra») kommt heute Mittag zurück und wird Ihren Fall behandeln. Leider unterstehen Sie also nicht dem Militärgericht, sondern der «Ovra». Alles was ich für Sie tun kann, besteht darin, Ihnen einen Rat zu geben, den zu befolgen ich Ihnen sehr anempfehle: «Leugnen Sie bei jeder Gelegenheit, unter allen Umständen! Ich will Ihnen keine Angst machen. Doch ich bereite Sie darauf vor, dass die kommenden Wochen für Sie nicht angenehm sein werden. In der politischen Polizei gibt es kein Gesetz. Alle Mittel sind gut zur Erreichung des einzigen Zieles – der Überführung des Angeklagten! Sie sind stark, Sie sind jung, nehmen Sie daher Ihren ganzen Mut zusammen. Denken Sie an das Leben, das Ihrer noch wartet und dass ein einziges Geständnis aus Ihrem Mund zunichtemachen kann. Ich verrate Ihnen, dass kein konkretes Beweismaterial gegen Sie vorliegt. Eine Anzeige einer gewissen Barbara R., Pflegerin im Spital von M. und andere Indizien sind alles, was die «Ovra» gegen Sie ins Treffen führen kann. Doch seien Sie sicher, sie wird es nicht unterlassen, ein besseres Beweismaterial zu beschaffen. Und in dieser Richtung hält man sich bei uns an den alten kanonischen Rechtsgrundsatz: «Das Geständnis ist der König der Beweise». Ich meinerseits werde ein Protokoll verfassen, das Ihre Unschuld bekräftigen wird. Doch wird das nichts nützen. Vergessen Sie meinen Rat nicht und seien Sie tapfer. Kann ich Ihnen etwas Geld geben, damit Sie sich die Gefängniskost aufbessern können?»

Ich dankte und schwieg, gerührt von der Güte dieses Menschen. Dann gab er mir eine Tafel Schokolade und wünschte mir nochmals Glück.

Auf dem Weg ins Gefängnis dachte ich darüber nach, was mir Hauptmann X. gesagt hatte. Langsam begann es mir klar zu werden, dass ich mich in einer höchst gefährlichen Lage befand, und ich wusste, dass ein neuer Abschnitt in meinem Leben begann. Sollte es der letzte sein?

Zelle 17

Grau und düster gähnte mir der Gefängnishof entgegen. Ich wagte nicht, mich umzusehen, so beklemmend war dieser Anblick. Jetzt wurde ich in einen kleinen Raum geführt, in welchem ein Schreibpult stand, auf dem ein grosses Buch lag. Hier wurden die Gefangenen registriert. Hinter dem Pult stand ein kleiner, dicker Mann, mit einem ungewöhnlich grossen Mund. Einen unmodernen Federstiel hatte er hinters Ohr geklemmt. Als die beiden Polizisten, die mich hierhergebracht hatten, mit mir eintraten, richtete er seinen Blick auf uns. Seine kleinen schwarzen Augen blitzten mich böse an. Der Mann passte ausgezeichnet in diese Umgebung: düster, grau, zerknittert stand er da und starrte mich an.

«Das ist die Spionin», sagte einer der Polizisten mit einer Befriedigung in der Stimme, als hätte er zumindest ein Wildschwein erlegt.

«Hm, ich bin im Bilde. Hauptmann X. hat bereits angerufen», bemerkte der kleine Dicke. Es stellte sich heraus, dass er der Direktor des Stadtgefängnisses von Como war. Dann begannen die üblichen Fragen, Name, Alter, Beruf usw. Als er alles sorgfältig in seinem Buch registriert hatte, schnarrte er:

«Untersuchungsrichter Z., der sich mit Ihrem Fall beschäftigen wird, ist noch nicht da. Sie werden inzwischen im Nebenzimmer warten. Zu Ihrer Lektüre und weiteren

Orientierung gebe ich Ihnen das Gefängnisreglement mit.»

Dann wurde ich in ein winziges Zimmer geführt, dessen einziges Möbelstück in einem alten Holzstuhl bestand. Ich setzte mich und starrte hinaus in den Gefängnishof. Ich wollte nicht nachdenken. Aber immer wieder kam mir der Gedanke: «Was wissen sie von dir?» Schliesslich wurde mir der trostlose Ausblick in den Gefängnishof so überdrüssig, dass ich tatsächlich das Gefängnisreglement zu lesen begann. «Singen verboten», hiess ein Paragraph. Wem war es hier wohl zum Singen zumute? Dieser Paragraph reizte mich zu einem bitteren Lachen. Sofort stand jemand im Zimmer. Es war der Polizist von vorhin.

«Sie wünschen?», fragte er. «Nichts.»

«Ich habe da über einen Reglementartikel gelacht.»

«Das Lachen wird Ihnen wohl bald vergehen», drohte er und schlug die Türe zu. Die Zeit verging und ich begann mich zu langweilen. Das Reglement kannte ich schon auswendig. Als es Abend geworden war, hörte ich die Gefängnisglocke läuten, dann wurde es still. Ich war schläfrig und hätte mich gerne hingelegt. Aber der Holzboden war so entsetzlich schmutzig, dass ich das nicht über mich brachte. Dann schlief ich sitzend ein. Ich mochte wohl schon eine Weile geschlafen haben, als mich der Schein einer grellen Taschenlampe aufschreckte. Man führte mich durch zahlreiche schmale Gänge und über Stiegen in einen grösseren Raum, in dem eine Bank, ein Tisch und eine Nähmaschine standen. Eine etwa fünfzigjährige Frau schlotterte herein und brummte etwas von Ruhestörung. Dann begann sie mich abzutasten und nach verbotenen Dingen, wie etwa Zigaretten zu durchsuchen. Gürtel und Schuhbänder nahm sie an sich wegen

der Selbstmordgefahr, wie sie sich ausdrückte. Einen Spiegel, sowie einen Kamm und eine Zahnbürste konfiszierte sie ebenfalls, da sie diese Gegenstände gleichfalls für Selbstmordinstrumente hielt. Als sie fertig war, nahm sie einen grossen Schlüsselbund und führte mich in einen schmalen Gang. Dort öffnete sie eine Zelle und gab mir einen leichten Stoss. Bald kam sie wieder und warf eine Decke auf den Boden. Dann schlug sie die schwere Türe zu, dass das Eisenschloss einen grossen Krach machte. In der Zelle brannte eine ganz schwache elektrische Birne, die ein trübes Licht um sich verbreitete. Auf einer Pritsche lag eine junge Frau. Sie hatte sich bei meiner Ankunft aufgerichtet und starrte mich nur fragend an. Ich blickte mich ratlos um.

«Wollen Sie nicht schlafen gehen?», fragte mich die Frau.

«Ja, schon», erwiderte ich stockend, und schaute auf die andere Pritsche, die sich in der Zelle befand und auf die Decke, die am Boden lag. Ich konnte mich nicht recht entschliessen, mich niederzulegen. Inzwischen war die Frau aufgesprungen und kam auf mich zu.

«Ich heisse Antonietta», begann sie. «Seit vier Monaten bin ich hier. Habe noch zwei zu machen. Legen Sie sich jetzt hin und versuchen Sie zu schlafen. Die erste Nacht im Gefängnis ist immer etwas unangenehm, aber man gewöhnt sich.» Dann nahm sie die Decke vom Boden auf und bereitete mir die Pritsche. Ich versuchte zu schlafen. Das Licht störte mich sehr, denn ich war gewöhnt, nur in ganz verdunkelten Räumen zu schlafen. Plötzlich empfand ich ein ekelhaftes Beissen an den Füßen und am Rücken. Gleichzeitig sah ich, wie ein dickes, rötliches Insekt an meiner Hand hochkroch. Von Ekel geschüttelt sprang ich auf. Meine Zellengenossin lachte.

«Das sind ganz harmlose Wanzen», beruhigte sie. «An die gewöhnt man sich rasch. Die Läuse habe ich ausgerottet. Hoffentlich bekommen wir keinen Nachschub davon.» Ich begann, in der Zelle auf und ab zu gehen. Ich war unendlich müde, aber ein scheussliches Ekelgefühl hielt mich davor zurück, mich wieder auf die Pritsche zu legen.

«Ich bitte Sie, legen Sie sich hin», hörte ich meine Nachbarin. «Einmal muss man anfangen, sich zu gewöhnen und ich kann nicht schlafen, wenn Sie auf und ab gehen.» Ich gehorchte. Eine fette Wanze kroch auf mein Gesicht und ich spürte ihren Biss. Ich zerquetschte sie mit dem Zeigefinger. Der Geruch war entsetzlich. Aber, weiss Gott, meine Nachbarin hatte Recht gehabt. Einmal musste man ja beginnen, sich zu gewöhnen und stehend schlafen konnte ich auch nicht. Es war zweifellos besser, dass ich ihren Rat befolgte. Freilich, so recht konnte ich mich an das Ungeziefer nie gewöhnen, obwohl ich in den darauffolgenden Wochen unzählige Wanzen zerquetscht hatte; ich fand ihren Geruch immer entsetzlich. Doch die Gewohnheit ist ein wunderbares Schutzmittel gegen alles Unangenehme im Leben. Nach einer gewissen Zeit ist dessen Wirkung um ein wesentliches abgeschwächt. Ich dachte oft, wie falsch eigentlich im Grunde die Anwendung langer Gefängnis- und Zuchthausstrafen sei. Während die ersten Tage des Aufenthaltes im Gefängnis eine wahre Schockwirkung auslösen und tatsächlich als furchtbar empfunden werden, setzt nach einigen Wochen bei den Gefangenen die Selbstwehr in Form der Gewöhnung ein. Es ist ein eigenartiges Phänomen, das wohl jeder Gefangene beobachtet haben wird. Allmählich werden der Schmutz, der Gestank, das Ungeziefer nicht mehr als so entsetzlich empfunden. Nur an etwas

kann sich wahrscheinlich niemand gewöhnen: an die Einzelhaft. Ich halte es nicht für möglich, dass man auf die Dauer der Einzelhaft trotzen kann, ohne ein Geständnis abzulegen. Allerdings ist die Dosierung, die die einzelnen Häftlinge brauchen, um zum Sprechen gezwungen zu werden, verschieden. Manche können monatelang standhalten, andere brechen nach der ersten Woche zusammen. Ich glaube aber, der letzteren Kategorie anzugehören. Daher war die Ungeduld der «Ovra» meine Rettung; denn hätten sie noch eine gewisse Zeit zugewartet, ohne mich zu verhören und mich in Einzelhaft gelassen, ich hätte sehr bald ein umfassendes Geständnis abgelegt.

Am nächsten Morgen kam die Wärterin, die mich in der Nacht in Empfang genommen hatte und führte mich in eine andere Zelle, die wesentlich kleiner und dunkler war. Wieder hatte sie das schwere Schloss hinter mir zugeschlagen und an diesem Morgen erlebte ich richtig den bekannten Gefängnischock. In der Zelle befand sich eine Pritsche, ein Holzkübel, der als Klosett diente und ein verrostetes Waschgefäß. Die Fenster waren stark vergittert und das Licht drang nur durch die Holzspalten schüchtern in den öden Raum, ohne ihn aber zu erhellen. So begann mein Aufenthalt in Zelle 17 des Stadtgefängnisses von Como.

Ich kann diese sieben Tage, die ich hier verbrachte, nicht schildern. Sie waren grauenvoll. Allein! Das ist nicht nur die Abgeschiedenheit von anderen Menschen. Auch die Abwesenheit lebloser Dinge empfindet man als furchtbar. Was hätte ich in diesen Tagen nicht für ein Buch gegeben, das meine Gedanken ein wenig abgelenkt hätte! Meine Welt bestand aus Tür, Pritsche, Eimer, Waschgestell, Fenster und Wand! Immer starrte ich auf diese trostlose grau-schmutzige Mauer. Kein Pa-

pier, kein Bleistift, nichts. Ich sah keinen Wärter, ich hörte kein Wort sprechen. Meine Sinne bekamen von nachts bis morgens nicht die geringste Nahrung. Man schien mich vergessen zu haben. Jedesmal, wenn ich die Eingangsglocke zum Gefängnis hörte, schrak ich freudig auf: würden sie mich jetzt endlich verhear? Ich wartete, ich dachte, nichts geschah. Allein! Ein einziges, entsetzliches Wort grub sich mir ins Gehirn und alle meine Gedanken kreisten inhaltlos darum herum: allein.

Es war gut, dass am siebenten Tag plötzlich ein Wärter die Tür aufriss und mich hinausführte – zum Verhör. Niemals hatten die verschiedensten Untersuchungsrichter mich so hart an den Rand des Geständnisses gebracht als die Einsamkeit in Zelle 17.

«Sie lügen!»

Um einen grossen Schreibtisch sassen drei uniformierte Männer, auf deren Brust verschiedene Abzeichen und Auszeichnungen leuchteten. Als ich eintrat, sprachen sie miteinander und schienen über einen Brief gebeugt. Bei meinem Anblick sprangen sie auf. Einer von ihnen rückte einen bequemen Stuhl an den Schreibtisch heran und sagte äusserst höflich:

«Wollen Sie bitte Platz nehmen, Fräulein?»

Ich bemerkte, wie die anderen nervös in Papieren herumblättern. Es überkam mich ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit diesem geschniegelten, betont freundlichen Mann gegenüber. Die Sache war psychologisch gut berechnet. Nach der tage angen, vollkommenen Isolierung in der schmutzigen Zelle musste dieser jähe Zusammenprall mit der Aussenwelt, selbst wenn diese aus

Untersuchungsrichtern bestand, eine gewisse Wirkung haben. Dann ging mir der Rat des militärischen Untersuchungsrichters, der das erste Verhör geführt hatte, durch den Kopf und ich nahm mich zusammen. Einer der beiden Männer, die vorher in den Papieren blätterten, sprang auf und bot mir eine Zigarette an, die ich gierig ergriff. In diesem Augenblick fiel mir ein, dass ich mehr Haltung zeigen müsse und ich nahm mir vor, meine Schwäche nicht zu zeigen.

«Gefällt es Ihnen in Italien?», begann der eine die scheinbar harmlose Konversation.

«Ich glaube, Ihre Frage bezieht sich nicht auf die letzte Woche, bis dahin gefiel es mir sehr gut», lautete meine Antwort.

«Haben Sie irgendwelche Klagen wegen der Behandlung? Sie können sie mir ruhig mitteilen, ich werde für Änderung sorgen», sagte der Richter.

«Besten Dank, ich habe nichts auszusetzen.»

«Entschuldigen Sie vielmals, Fräulein, ich vergass vollkommen, Sie zu fragen, ob Sie gerne einen Dolmetscher hätten. Sie sprechen zwar gut Italienisch, aber vielleicht fühlen Sie sich sicherer, wenn Sie sich in Ihrer Muttersprache ausdrücken können. Wir möchten um keinen Preis in der Welt Ihre Verteidigungschancen vermindern.»

«Danke, Herr Untersuchungsrichter. Ich brauche keinen Dolmetscher.»

«Sie waren also Gymnasiastin, ehe Sie Dienst als Krankenschwester leisteten. Darüber hat uns Hauptmann X bereits unterrichtet.»

«Ja, Herr Untersuchungsrichter.»

«Haben Sie schon eine Berufswahl getroffen oder wollen Sie schon heiraten?»

«Sobald ich wieder frei bin und in die Schweiz fahren kann, will ich studieren.»

«Darf man fragen, wofür Sie sich interessieren?»

«Ich möchte Jus studieren.»

«Das ist ja ausgezeichnet. Also eine zukünftige Kollegin. Ich hoffe allerdings, Sie wählen sich einen anderen Beruf, als den des Untersuchungsrichters. Obwohl ich diese Unterhaltung mit Ihnen zu schätzen weiss, hätte ich Sie lieber beim Tanzen kennengelernt. Was glauben Sie, mein Fräulein?»

Ich antwortete nicht. Ich merkte wohl, dass die Herren erst die «nötige Atmosphäre» schaffen wollten, um mich zu einem Geständnis zu bringen. Vorläufig bemühten sie sich, mich bei meiner Eitelkeit zu packen. Es war unterhaltend, zu sehen, wie sie versuchten, mir zu schmeicheln.

«Sie sind noch sehr jung, Fräulein Ljuscha. Sie gestatten doch, dass ich Sie so nenne. Ihr Familienname ist so schwer auszusprechen.»

«Ja, Herr Untersuchungsrichter.»

«Noch eine Zigarette gefällig?»

«Gerne.»

«Sie waren also Krankenschwester. Das muss ein schöner Beruf für eine Frau sein. Hat es Ihnen in Meline gefallen?» Jetzt begann die Konversation auf ein gefährliches Gebiet abzuschwenken, aber der eine der Untersuchungsrichter schien anzunehmen, dass meine Eitelkeit immer noch nicht befriedigt sei.

«So eine junge Krankenschwester wird wohl von den vielen Männern in einem Kriegsspital sehr verwöhnt», fragte er.

«Zum Teil», meinte ich lässig.

«Sie kannten also auch Leutnant V., der unweit von Meline stationiert war, nicht wahr?»

Das war eine Falle. Leutnant V. war ein italienischer Besatzungsoffizier, der tatsächlich mit uns Partisanen sympathisierte. Er hatte mich verschiedentlich aufmerksam gemacht, wenn Verhaftungen von Freunden bevorstanden, damit ich diese rechtzeitig zum «Untertauchen» bewegen konnte. Was war mit Leutnant V. geschehen? War man auf ihn aufmerksam geworden? War er selbst verhaftet? Ich zögerte einen Augenblick, dann sagte ich ganz frech: «Leutnant V.?, nein, den kenne ich nicht.»
«So, so».

«Können Sie skifahren, Fräulein Ljuscha?», lenkte er ab.

«Nein, Herr Untersuchungsrichter.»

«Aber Sie waren schon in einem Wintersportort, nicht wahr?»

«Selbstverständlich.»

«Möchten Sie diesmal auch im Winter in einen hübschen Kurort fahren?»

«Ich habe noch nicht darüber nachgedacht.»

«Eigentlich wäre es schade, wenn Sie auf den äusserst falschen Ausweg des Leugnens verfallen wollten, Fräulein Ljuscha. Sie scheinen doch recht klug zu sein. Sie als künftige Kollegin wissen ja bestimmt, dass das Geständnis der beste Weg in die Freiheit ist. Ausserdem haben Sie sich ja nichts vorzuwerfen. Diese kleine Unterhaltung bezweckt bloss die Bereinigung gewisser Fragen. Es wäre schade, wenn Sie sich die Winterferien durch eine kindische Haltung unmöglich machen würden.»

«Ich habe nichts zu leugnen.»

«Umso besser».

«Sie waren immer so gut und hilfsbereit zu den Kranken, auch wenn es Italiener waren. Wie kommt es, dass Sie dann am 19. Juli, als Sie von einer deutschen Dienst-

stelle in Montenegro angerufen wurden, die um sofortige Absendung einer Sanitätskolonne nach Cetinje, wo es zu Unruhen kam, bat, die Worte des deutschen Offiziers vollkommen verdrehten, so dass die gewünschte Hilfe nicht geschickt wurde?» Ich erinnerte mich freilich an diese Begebenheit, doch wusste ich wieder nicht, was die «Ovra» bereits erfahren hatte und was sie nur ahnte. Ich hielt mich aber an den Rat des Hauptmanns.

«Ich kann mich an die ganze Begebenheit nicht erinnern», sagte ich. «Ausserdem habe ich ja der Spitalleitung erklärt, dass meine Sprachkenntnisse unvollkommen seien und ich daher keine Verantwortung für meine Übersetzungen übernehmen könne. Aber, wie gesagt, ich kann mich an den besagten Anruf nicht erinnern.»

«Sie haben ein schlechtes Gedächtnis. Das wird Ihnen Schwierigkeiten bei Ihrem Studium bereiten.» Jetzt war der Mann, der vorhin so betont höflich gewesen war, recht ironisch geworden. Nervös spielte er mit einem Bleistift, den er zwischen den Fingern rollte.

«Wie haben Sie Ihren Urlaub verbracht, den Sie kurz vor Ihrer Abfahrt aus Dalmatien genommen hatten?»

«Danke, sehr gut, ich ging viel schwimmen.»

«Sind Sie eine gute Schwimmerin?»

«Es geht, nicht besonders.»

«Warum sind Sie aber dann in dem Autobus in Richtung Cetinje gefahren, wenn Sie – wie Sie behaupten – Badeurlaub nahmen?»

«Ich besuchte eine Freundin, deren Haus unweit von Cetinje gelegen ist.»

«Es ist gut, dass Sie mit Ihrem Studium noch nicht begonnen haben. Ich würde Ihnen nämlich raten, Schauspielerin zu werden. Allerdings sollten Sie Ihre Probeauftritte nicht in die Amtsräume des Untersuchungsrich-

ters verlegen. Ich rate Ihnen, Fräulein, Ihre Haltung zu ändern. Lügen Sie nicht, denn das kann Ihnen sehr schaden. Wo waren Sie während Ihresurlaubes?»

«Ich habe zu meiner Antwort von soeben nichts hinzuzufügen.» Jetzt war bereits offene Feindschaft zwischen uns eingetreten, aber ich hatte mich in der Gewalt und liess mir nichts anmerken. Offensichtlich hatte der Mann gerechnet, ich würde nach einer Woche Einzelhaft bereits mürbe sein. Als er sich vom Gegenteil überzeugte, kam er glücklicherweise zu dem falschen Schluss, die Einzelhaft sei bei mir wirkungslos und es müssten daher andere Mittel angewendet werden.

Einer der Anwesenden wollte es wieder mit der Höflichkeit versuchen, sprang auf und richtete den Vorhang so, dass die Sonnenstrahlen, die ins Zimmer drangen, aufgefangen wurden.

«Stört Sie die Sonne nicht mehr? Ich habe bemerkt, dass Sie etwas geblendet waren.»

«Danke, es geht so.»

«Woher stammt Ihre Verbindung mit der Partisanengruppe V., von der Sie ständig Nachrichten erhielten?»

«Ich weiss von keiner Partisanengruppe. Ihre Frage, Herr Untersuchungsrichter, muss auf einem Irrtum beruhen.»

«Sie lügen nicht nur, Sie lügen sogar ungeschickt, denn ich weiss alles.»

Ich zuckte die Achseln, war aber im Innern lange nicht so sicher. Hatten sie also doch Beweise gegen mich? Hatte Barbara nachträglich noch weitere Einzelheiten ausfindig gemacht?

«Warum sind Sie plötzlich aus Dalmatien abgereist?»

«Ich wollte meine Mutter besuchen, die in der Schweiz ist und krank war.»

Diese Antwort wurde notiert. Später erfuhr ich dann, dass die «Ovra» durch Spione genau über das Leben meiner Mutter informiert wurde.

«Warum lügen sie so dreist? Jetzt habe ich genug», und er schlug mit der Faust auf den Tisch. Ich war in diesem Augenblick alles andere als tapfer. Ich muss offen gestehen, dass ich Angst hatte, doch darauf kam es ja nicht an. Wichtig war nur, dass ich mir die Angst nicht anmerken liess.

«Was können Sie uns über die Flucht von neun jugoslawischen Gefangenen aus dem Marine-Spital von Meline erzählen?»

«Ich weiss, dass sie eines morgens weg waren. Doch das ist alles.»

«Machen Sie sich nicht über uns lustig. Ich warne Sie! Wir vertragen es nicht, wenn man uns für Trottel hält. Was wissen Sie über die Flucht dieser Leute?»

«Ich habe meiner ersten Antwort nichts hinzuzufügen.»
«Warum gingen Sie jeden Abend in die Station des Radiotelegrafisten, in dessen Zimmer ein Radioapparat stand? Waren es vielleicht auch nicht Sie, die die letzten Nachrichten der alliierten Sender im Spital und unter den italienischen Soldaten verbreitete?»

«Ich ging zum Radiotelegrafisten, weil er mir gefiel. Und ausserdem konnte man bei ihm gar nichts hören. Von Nachrichten weiss ich nichts.»

Jetzt hatte sich der Geschniegelte mit der schwarzen Uniform erhoben und kam dicht an mich heran. Sein Gesicht zuckte vor Wut und ich sah, wie er seine Finger nervös verkrampfte. Dann packte er mich an der Schulter und schrie: «Sie lügen! Sie lügen!» Nach einer Weile fügte er hinzu: «Aber Sie sollen die «Ovra» noch kennen lernen!»

«Sie sollen die ‚Ovra‘ kennen lernen»

Die letzten Worte des Untersuchungsrichters tönten mir noch in den Ohren, als der mich begleitende Polizist eine Zellentür aufschloss und mich hineinschob. Es war die Zelle, in welcher ich meine erste Nacht im Gefängnis in Como verbracht hatte. Ich erkannte auch die junge Frau, die mich in dieser ersten schrecklichen Nacht getröstet hatte. Im Übrigen waren noch weitere sechs Personen in der Zelle. Kurz darauf wurde eine Pritsche hineingeschoben, auf welcher ich mich niederliess. Es war hier jetzt sehr eng geworden; man konnte kaum zwei Schritte gehen. Ein scheusslicher Gestank verpestete die Luft. Warum stand auch der offene Abortkübel mitten in der Zelle, dachte ich. Dennoch war ich glücklich, glücklich, wieder unter Menschen zu sein. Ich fragte nicht danach, was für Menschen es waren. Allein die Tatsache, nicht mehr allein in jener scheusslichen Zelle hausen zu müssen, erfüllte mich mit einem Gefühl der Dankbarkeit. Von diesem Tage an begann bei mir der Gewöhnungsprozess einzusetzen. Die Schockwirkung der ersten Bekanntschaft mit dem Gefängnis war vorbei. Langsam begannen sich Körper und Seele gegen die Umgebung zu wappnen. Wer würde es am ersten Tage zustandebringen, seine Suppe neben einem vollen Abortkübel zu essen, der nur einmal im Tag geleert wurde? Wer würde am ersten Tage die Milch trinken, in welcher Fliegen haufenweise herumschwimmen? Wer würde sich am ersten Tage in einem Gefäss waschen, das als Behälter für getötete Wanzen und Läuse verwendet wird. Aber schliesslich wird das Ekelgefühl abgestumpft. Der Geruchssinn, ständig unter dem Einfluss eines scheusslichen Gestankes, reagiert nur mehr schwach auf

die äusseren Einwirkungen. Der Magen, der anfänglich beim Anblick der Fliegen in der Milch und der Milben in der Suppe revoltierte, verdaut anstandslos das wurmreiche Sauerkraut. Sogar an die Wanzen gewöhnt man sich. Ihre Stiche werden immer weniger schmerzhaft und ihr Gestank weniger unerträglich. Schliesslich gewöhnt sich auch die Seele an die neue Umgebung. Wohl will man wieder frei sein, aber das Gefühl der Unfreiheit wird nicht mehr als so grausam und erdrückend empfunden. Wohl sehnt man sich nach ordentlichen Lebensbedingungen, aber diese Sehnsucht ist nicht mehr wie am ersten Tag unzähmbar und schmerzhaft wild. Wohl fühlt man sich immer wieder erniedrigt und in seiner Menschenwürde getreten, wenn der Schlüssel im Schloss knarrt und die schweren Eisenstäbe gegen das Gitter schlagen, um den Gefangenen ihre Ohnmacht zu Bewusstsein zu bringen. Wohl schämt man sich immer noch, wenn man seine Bedürfnisse vor seinen Zellengenossen erledigen muss, aber auch das Schamgefühl wird abgeschwächt. Die Lebensbedingungen des Gefängnisses erziehen einem zu einer nie gekannten Primitivität. Die Feinheit der Sinne, bei den Menschen ohnehin verschieden entwickelt, verroht und selbst an körperliche Schmerzen gewöhnt man sich.

Wozu über die unzähligen Verhöre berichten, die nun viel weniger höflich, ja grausam verliefen? Es widerstrebt mir, über diese Dinge zu schreiben. Vielleicht, weil ich bedenke, dass Unzählige weit ärgere Misshandlungen erleben mussten, dann aber auch, weil man sich von neuem erniedrigt fühlt, wenn man über seine eigenen Erniedrigungen berichtet. Ausserdem waren die Methoden der «Ovra» auch nicht neu: Hände ausdrehen, Prü-

gel und das berühmte Wasserglas Rizinusöl zum Frühstück. Vielleicht gibt es andere, die in derartigen Augenblicken heroisch bleiben; ich war es nicht. Sehr zur Zufriedenheit der Vollstrecker dieser Methoden weinte ich bereits, wenn ich meine Peiniger erblickte. Aber darauf kam es ja nicht an. Die Hauptsache war, dass sie ihr Ziel nicht erreichten, dass ich kein Geständnis ablegte und ihnen keine Beweise gegen mich lieferte. Ich bin keine Heldin und entsetzte die mich Verhörenden nicht durch gefährliche, aber schöne und mutige Worte. Ich war sehr kleinlaut und eingeschüchtert. Aber erfahren haben sie doch nichts und das genügte.

Die Zelle, in der ich lebte, war ein kleiner Ausschnitt aus der «Unterwelt». Die meisten Insassinnen waren Prostituierte, die bestraft worden waren, weil sie ihren «Beruf» trotz Entzuges der amtlichen Bewilligung, sei es wegen ansteckenden Krankheiten, sei es wegen unlauteren Wettbewerbes ausübten. Sie waren grauenhaft schamlos, diese Frauen. In Ermangelung männlichen «Materials» versuchten sie sich in der lesbischen Liebe. Nur eine von ihnen war weniger abstossend. Es war eine junge Frau aus guter Familie, die von ihrem Mann verlassen, allein mit ihrem Kind dastand und auf Abwege geraten war. Sie kam ins Gefängnis, da sie trotz ihrer akuten Syphilis ihr Gewerbe weiter ausübte und zahlreiche Soldaten und Arbeiter angesteckt hatte. Eine alte Zigeunerin hatte eine Kirche ausgeraubt. Sie war sehr abergläubisch und weissagte die Zukunft aus der Hand. Während der sechs Wochen, die sie in der Zelle war, rann kein Tropfen Wasser auf ihre Hände. Später erfuhr ich, dass sie mit meiner Beaufsichtigung beauftragt worden war. Sie sollte darauf horchen, ob ich nicht in der Zelle die Wahrheit über meine Tätigkeit sagte. Eine Be-

lohnung wurde ihr dafür in Aussicht gestellt. Angesichts meines Schweigens legte sie mir einen Satz in den Mund, den ich vorsichtigerweise niemals ausgesprochen hatte. Ihren Angaben zufolge sollte ich während eines alliierten Fliegerangriffes gesagt haben: «Wenn doch dieses verfluchte Italien nur in Schutt und Asche verwandelt werden würde!»

Wieder frei

Wochen waren vergangen, langsam, schleichend, nagend. Doch dann kam der grosse Tag, auf den jeder Häftling wartet, den man sich in tausend Farben ausmalt und von dem man jede Sekunde im Voraus zu kennen glaubt. Eines Tages wurde die Türe aufgeschlossen und die Wärterin, die mich hasste, weil ich gesund und ihre Tochter krank war, trat ein und rief: «Untersuchungssträfling Nummer 29!» Ich zuckte zusammen. Sollte es wieder ein Verhör geben? Im Allgemeinen liess man immer zwischen den Verhören eine gewisse Zeit verstreichen, etwa 2-3 Tage, und eben diese Nacht hatte ja eines der unangenehmsten Verhöre stattgefunden, die ich erlebt hatte. Zögernd folgte ich der Wärterin.

Im Gang wartete ein Polizist: «Geben Sie ihr alle Sachen mit, die sie bei ihrer Verhaftung mitbrachte», sagte er zur Wärterin. Was sollte jetzt mit mir geschehen. Brachte man mich vielleicht in ein anderes Gefängnis? Dieser Gedanke beunruhigte mich. Von Gefängnissen erwartet man nichts Gutes, wenn man schon einmal in einem gesessen hatte und so komisch es auch klingen mag, ich hatte mich trotz allem an das Leben hier gewöhnt. Der Gestank, die Wanzen, die Würmer – sie waren alle Elemente des Alltags geworden und wenn

man mich vor die Wahl gestellt hätte, in ein schönes, modernes, sauberes Gefängnis überführt zu werden, ich wäre wahrscheinlich der Bude von Como treu geblieben. Meine Zellengenossinnen waren für mich nicht wegdenkbare Kameraden des Alltags geworden. Sie waren alle sogenannte «kriminelle» Typen. Es gab keine einzige darunter, die aus politischen Gründen hier war. Aber genau, wie man in materiellen Dingen seine Ansprüche im Gefängnis reduziert, wird man auch in menschlicher Hinsicht bescheidener. Ausserdem war ich diesen Frauen so dankbar, hatten sie doch, wenn auch unfreiwillig, meiner Einsamkeit ein Ende bereitet. Wohl schwindelte es mir anfänglich, wenn ich ihren Gesprächen zuhörte, in welchen sie sich ihrer verschiedenen gesetzwidrigen Handlungen rühmten. Aber man wird verständnisvoller, mitleidiger im Gefängnis. Während ich diese schmutzigen, durch und durch kranken Frauen beobachtete, die darin wetteiferten, sich mit den zweifelhaften Lorbeeren der Kriminalität zu schmücken, kam mir die ganze entsetzliche Trostlosigkeit ihrer Existenz zum Bewusstsein. Nein, ich wollte sie nicht beeinflussen. Ich habe so wenig von einer Moralheldin in mir, dass mir dies auch kaum gelungen wäre. Übrigens gelang das auch den scheinheiligen alten Jungfrauen nicht, die uns am Sonntag vergilbte Heiligenbilder in die Zelle brachten und uns Reden über die Vergänglichkeit des Lebens hielten. Ich musste bei diesen Besuchen immer an die Fascistinnen denken, die unsere Verwundeten ebenfalls mit Heiligenbildern beglückten, wobei wenigstens Zahnpasta herauschaute. Hier allerdings hätten uns solche Geschenke wenig genützt, denn bei der Einlieferung wurden ja die Zahnbürsten beschlagnahmt. Was tat es, wenn es auch eine schmutzige Prostituierte war, die eines Abends nach

dem Verhör zu meiner Pritsche kam und mir die Decke richtete, indem sie sagte:

«Vergiss diesen ganzen Kram! Schlaf gut, Kleine!»

Sie tat so gut, diese rauhe, etwas verschämte Zärtlichkeit! Ausserdem hatten wir uns auf Umwegen einige Stücke Papier verschafft und Antonietta die junge Diebin, hatte sich mit dem Fingernagel geritzt, damit eine andere mit dem Blute die Papiere bemalen könne, die dann zum Kartenspiel verwendet wurden. An die alte Mariuccia musste ich denken, die wegen Unterschriftenfälschung noch zwei Jahre abzusitzen hatte und die vor Kurzem in unsere Zelle versetzt wurde. Sie war trotz ihrer fünfzig Jahre so einfältig wie ein Kind und sagte jeden Morgen gleich ernst und überzeugt: «Bald werde ich frei sein, der Duce wird mich nicht vergessen. Ich habe dem Duce einen Brief geschrieben. Er wird mich sicher befreien.»

An alle diese Einzelheiten musste ich mit Wehmut denken, als mich der Polizist die Gefängnistreppe hinunterführte. Noch einmal sah ich den kleinen, dicken Gefängnisdirektor und einige Wärter, die ich in höchst unangenehmer Erinnerung habe, dann schloss sich das schwere Gefängnistor hinter mir. Der Polizist führte mich in ein unweit gelegenes Gebäude, wo in einem Zimmer der gleiche geschneigte Untersuchungsrichter sass, der mir damals versprochen hatte, ich würde die «Ovra» kennen lernen. Als ich ihn spöttisch lächeln sah, musste ich unwillkürlich daran denken, dass dieser Mann Wort gehalten hatte. Ich hatte die «Ovra» kennen gelernt.

«Wollen Sie bitte dieses Protokoll unterschreiben», sagte er dann hastig und legte mir ein Papier vor, auf welchem geschrieben stand: «Ich erkläre hiemit, während der ganzen Zeit meiner Untersuchungshaft gut

und korrekt behandelt worden zu sein. Weder meine Unterkunft, noch die mir angediehene Behandlung gaben mir Anlass, zu klagen». Ich unterschrieb, doch wagte ich noch nicht zu hoffen, dass dies meine Befreiung bedeuten könne. Was tat es, dass diese Erklärung eine glatte Lüge war. Ich dachte gar nicht daran, die Unterschrift zu verweigern.

«Sie sind mangels Beweisen aus der Haft entlassen», schnarrte der Untersuchungsrichter und ich ging. Eigenartig, dieser erste Schritt, den man wieder in der Freiheit tut! Man ist ein wenig unsicher, zaghaft und man wagt nicht, fest aufzutreten, so als hätte man Angst, durch den Lärm seiner Schritte diesen Traum zu verjagen. Wieder frei! Immer wieder musste ich mir diese Worte wiederholen und dann wagte ich doch nicht, richtig daran zu glauben. Es war ein grauer, kalter Spätherbsttag, an welchem ich das Gefängnis verließ, oder erschien er mir nur so grau, weil ich noch an das Grau des Gefängnishofes gewöhnt war, das von mir Besitz ergriffen hatte? Langsam und verträumt ging ich in die Pension, in welcher ich vor meiner Verhaftung gelebt hatte. Als ich in mein Zimmer eintrat, lag dort ein ungeöffneter Brief, ohne Marke, mit meinem Namen. «Er lag heute Morgen im Postfach», erklärte die Zimmerfrau. «Ich gratuliere zu Ihrer Widerstandskraft! Sie haben es gut gemacht. Ich rate Ihnen aber, möglichst bald zu verschwinden. Die Untersuchung läuft weiter. – Viel Glück – Hauptmann Z.» Diese Worte tanzten wie Kobolde vor meinen Augen umher und grinsten mir entgegen. Als ich mich aufs Sofa gelegt hatte, merkte ich, dass ich sehr müde war. Die wenigen Schritte vom Gefängnis hierher hatten mich ermüdet. Ich hatte das Gehen in der Zelle verlernt.

Stacheldraht

Wenn ich einen Garten sehe, der mit Stacheldraht umzäunt ist, wenn ich Befestigungsanlagen oder Tankhindernisse mit Stacheldraht erblicke, ja, wenn ich nur das Wort «Stacheldraht» höre, verspüre ich einen eigenartigen Krampf im Hals und ich fühle mich dem Übergeben nahe. Nein, ich war in keinem Lager, das mit Stacheldraht umgeben war. Ich will jetzt schildern, woher mein Schrecken vor Stacheldraht stammt: «Die Untersuchung geht weiter», hämmerte es in meinem Kopf und ich sagte mir: «Du musst fort!» Aber wie? Aus der Schweiz bekam ich täglich Telegramme, in welchen meine Mutter von einem Tag zum anderen die Erteilung der Einreisebewilligung ankündigte, aber wie hätte ich ihr sagen sollen: mach schnell! Die Untersuchung geht weiter! Vielleicht finden sie Beweise und dann bin ich rettungslos verloren. Ein zweites Mal wird sich die «Ovra» nicht täuschen lassen! Ich konnte aber solche Dinge nicht schreiben. Äusser der offiziellen Zensur gingen meine Briefe und Telegramme direkt an die «Ovra», die der Postverwaltung diesen Auftrag erteilte und die eine Spezialzensur ausübte. Immer mehr beherrschte mich die Angst, abermals verhaftet zu werden. Jetzt konnte ich nicht mehr schlafen. Nachts sah ich die uniformierten «Ovra»-Leute vor mir stehen und mich quälen. Die Einzelzelle, in welcher ich eine Woche lang gesessen hatte, erschien mir im Traum. Ich wachte auf und glaubte, mich in ihr zu befinden. Flüchten? Aber wie? Ich kannte den Weg nicht. Ich starrte stundenlang auf eine Landkarte und fuhr dann eines Tages nach Porto Ceresio, hart an der Schweizer Grenze. Schon in Varese schien es mir, als sei ein Mann hinter mir her, der mich ständig beob-

achtete. War es blosser Einbildung? War es meine überhitzte Phantasie, die überall Verfolger sah? War es ein gewöhnlicher Schürzenjäger, der ein Auge auf mich geworfen hatte? Dann stand ich am Seeufer und starrte in die kalte Nacht hinaus. Drüben leuchteten Lichter und sie schienen so nahe, so friedlich, so unwahrscheinlich warm. Ich wollte hinüberschwimmen. Warum war ich eigentlich nicht schon längst ins Wasser gesprungen? Ich hatte doch damals die lange Strecke im Meer gewagt als es galt, die Botschaft auf die Insel zu den Partisanen zu bringen. Warum hatte mich mein Mut verlassen? Zögernd begann ich, die Schuhe auszuziehen.

«Fahren Sie zurück nach Como. Der Zug geht in einer halben Stunde. Das Wasser ist kalt, Sie könnten sich eine Lungenentzündung holen.» Hinter mir stand der Mann, der mich in den Strassen von Varese und im Zug beobachtet hatte. Wortlos wandte ich mich ab und fuhr zurück nach Como.

Am nächsten Morgen, noch in der Dämmerung, verliess ich Como wieder und wanderte hinauf in ein winziges Grenzdorf, ganz hoch bei Chiasso. Es war mir bewusst worden, dass ich nicht allein über die Berge konnte. Ich suchte einen Führer. Ob ich wohl in diesem Nest, das durch seinen Warenschmuggel nach der Schweiz bekannt war, einen Mann finden würde, der mir den Weg zeigen könnte? Ich trat in ein kleines Häuschen ein, das ziemlich abseits gelegen war und begann, das Terrain abzutasten. Es hatte nicht lange gedauert und die Frau, die mich empfangen hatte, erklärte mir ohne Umschweife, dass ihr Mann ein gewiegter Schmuggler sei und die Gegend nur zu gut kenne. Als er hereingekommen war, zeigte er sich gleich entschlossen, mir den Weg zu weisen und erklärte sich mit einer Belohnung von 5'000 Lire einver-

standen. Wir mussten bis 17 Uhr warten, bevor wir aufbrachen, denn seiner Ansicht nach, war es um diese Zeit sicherer. Ich wartete einige hundert Meter vom Dorf entfernt in einer kleinen Kapelle auf ihn. Es regnete in Strömen, aber nach der Meinung meines Begleiters war das für das Gelingen der Unternehmung sehr günstig. Bald begann der Weg ungangbar zu werden und jetzt galt es, an fast senkrechten Hügeln emporzuklettern. Der Regen fiel schwer und traurig auf die aufgeweichte Erde und jeden Augenblick stürzte ich hin, weil ich an den glitschigen Stellen abrutschte. Ich war sehr bald bis auf die Haut durchnässt. Krampfhaft hielt ich in der einen Hand meine Handtasche, in welcher sich meine Dokumente befanden. Die andere Hand gab ich meinem Begleiter, dessen Klettertalent bewundernswürdig war. Unaufhaltsam ging es höher. Wo lag doch endlich die Grenze? «Wir dürfen hier nicht halten», erklärte mir der Führer, denn das sei ein gefährliches Gebiet. Meine Kleider waren schon ganz zerrissen und von den Strümpfen hingen nur noch ein paar Fetzen zu Boden, denn unser Weg führte durch dichtes, dorniges Gestrüpp. Ich fühlte, wie mich meine Kräfte verliessen und meine Hoffnung sank, jemals zum Ziel zu gelangen. Weiter, weiter, durch die Büsche. Jetzt war kein Platz mehr für zwei auf dem schmalen Streifen, auf dem wir uns vorwärts bewegten. Mein Begleiter war vorangegangen, während ich mich zitternd durch das Gestrüpp arbeitete, von der Angst besessen, ihn aus dem Auge zu verlieren. Es war inzwischen immer dunkler geworden und vergebens suchte ich in der Tiefe, wo ich Chiasso vermutete, einige Lichter aufleuchten zu sehen. Trotz des kalten Regens und der vorgeschrittenen Jahreszeit war ich in Schweiß gebadet. Dieser floss mir, mit Regen und Blut vermischt, in den

Mund. Mein Gesicht war vollständig von Dornen und kleinen Ästen zerkratzt und meine Arme blutig und aufgerissen. Ich beneidete den Mann, der mir den Weg wies und der einen dicken Lederanzug trug, den er sich wahrscheinlich speziell für ähnliche Ausflüge angeschafft hatte. Je mehr wir vordrangen, desto ungangbarer wurde die Gegend, umso dichter und unwirtlicher das Gestrüpp. Mein Begleiter musste zuerst den Weg bahnen, indem er sich mit seinem grossen Rücken gegen die von Dornen strotzenden Büsche stemmte, wobei ich mich bemühte, sofort hinter ihm durchzuschlüpfen. Plötzlich wurden die Sträucher seltener und vor uns erhob sich eine hohe Wand – aus Stacheldraht! In feuchten Nebel gehüllt stand sie da, gespensterhaft unklar in das nasse Halbdunkel des verregneten Abends getaucht. Klein und spitzig starrten die winzigen Stacheln und an ihren Enden wiegten sich die Regentropfen und kollerten mit leisem Plätschern auf die aufgeweichte Erde nieder. Ich weiss nicht, warum ich nicht mehr hinüberwollte. War es das schwarze Dickicht, das ich hinter dem Drahtgeflecht gähnend vor mir liegen sah? War es die Angst, die kleinen Stacheln würden sich in meinen Körper bohren? Ich stand vor dieser Stacheldrahtwand und begann zu weinen. «Ich gehe nicht hinüber», wiederholte ich einige Male. Aus der Ferne tönte das aufgescheuchte Bellen eines Hundes bis zu mir. Mein Begleiter hatte es eilig. «Das wäre noch schöner, nach diesem Weg nicht hinüberzuwollen», schalt er mit heiserer Stimme.

«Ich gehe nicht, ich gehe nicht», schluchzte ich. Er hielt mir die Hand vor den Mund, denn er fürchtete wohl, die Grenzwache könnte angelockt werden. Ich nahm das Geld, das ich ihm versprochen hatte und er steckte es ein. «Jetzt schauen Sie, dass Sie hinüberkommen oder ich

schlage Ihnen den Kopf ein», knurrte der Mann. Dann packte er mich kurzentschlossen und sprang mit mir zusammen auf die Drahtwand, während er drohte: «Kriech jetzt herunter, feige Bestie oder ich werfe Dich eigenhändig in dieses Dornennest!»

Während ich langsam den Draht herunterkroch, läuteten hunderte kleine Glocken, die die Grenzposten alarmierten. Dieses leise, zirpende, klirrende Läuten, das nicht aufhörte, ehe ich nicht drüben, mitten in einem Dornenbusch stand, war es, das mir den unüberwindlichen Schrecken vor jeder Art von Stacheldraht einflösste, den ich bis heute nicht überwinden konnte.

Dann stand ich da, allein, zwischen dichtestem Gestrüpp, im Dunkeln, während der Regen wohltuend auf meine schmerzenden Arme niedertropfte und ich mich fragte, was zu machen sei. Ich dachte, nachdem die Drahtwand überquert war, mich bereits auf Schweizer Boden zu befinden. Ich wollte nach Chiasso, das ich unter mir vermutete. Nirgends konnte ich jedoch ein Licht bemerken, das mir den Weg gewiesen hätte. Dann kroch ich weiter. Schliesslich hatte ich das ärgste Gestrüpp durchquert, als ich ausrutschte und in einen Bach fiel. Das Wasser war eiskalt und ich fühlte einen heftigen Schmerz in der rechten Schulter. Dann kam mir der Gedanke, im Bach abwärts zu rutschen, da dieses Wasser ja talwärts floss und mir so als Wegweiser dienen konnte. Ich klammerte mich an die Steine und kroch bergabwärts, immer im eiskalten Wasser. Plötzlich, während ich mit beiden Händen einen Stein umklammerte, spürte ich keinen Boden mehr unter den Füßen und ich hörte, wie das Wasser in die Tiefe rauscht. Der Bach führte über einen senkrechten Abhang und ich wusste nicht, wie hoch dieser war. In schrecklicher Angst hielt ich mich an dem

Stein fest und versuchte, mit den Füßen wieder hinaufzuklettern. Ein entsetzlicher Schrecken befiel mich. Selbst, wenn ich mich wieder aus dieser verzweifelten Lage befreien konnte, würde es mir doch unmöglich sein, in der Dunkelheit den Weg nach Chiasso zu finden. Ich begann zu schreien, immer lauter und verzweifelter. Nach etwa einer halben Stunde hatte man mich gehört. Eine Stimme tönte aus der Nacht, man würde mich abholen kommen. Dann fand mich ein Hund, der den Grenzwächtern den Weg bis zu mir gewiesen hatte. Ich wurde auf eine Tragbahre gelegt und ins Tal getragen. «Zwei Meter trennten Sie vom Schweizer Boden. Wenn Sie nicht im Bach gelegen hätten, wäre es möglich gewesen, Sie aufzunehmen. Aber Sie befanden sich noch immer in Italien, da der betreffende Bach noch auf italienischem Territorium liegt.» Damit verabschiedete mich ein schweizerischer Grenzsoldat und ich wurde in das italienische Zollhäuschen geführt. Als ich wieder in Como ankam und in mein Zimmer ging, das ich am Morgen verlassen hatte, lag ein Telegramm auf dem Tisch: «Einreisebewilligung erhalten, schweizerisches Konsulat Mailand.» «Es ist heute früh gekommen, als Sie gerade ausgegangen waren», sagte die Zimmerfrau, erstaunt über mein höchst merkwürdiges Aussehen.

Ein freies Land

Unzähligen ist es wie mir ergangen. Wochenlang kann man es nicht begreifen, dass man wieder frei atmen kann, dass man nicht mehr von der Polizei gesucht wird, dass man wieder schlafen kann, ohne beim Läuten der Türglocke wild aufzufahren und an die Verhaftung zu

denken. «Ist das wirklich möglich», fragte ich mich in der ersten Zeit unaufhörlich. Wenn ich die Zeitungen sah, die Nachrichten von beiden kriegsführenden Parteien brachte, wenn ich beim Radioapparat sass und London hören konnte, ohne das bestimmte, undefinierbare Gefühl von Angst, Spannung und Trotz zu empfinden, das einem immer überkam, wenn man die verbotenen Nachrichten bei geschlossenen Fenstern und Türen abhorchte. Was kann ein Ausländer nicht alles in der Schweiz bewundern, besonders, wenn er aus einem besetzten Land kommt! Unwahrscheinlich die Geschäfte, in denen die Waren nicht nur ausgestellt sind, sondern auch wirklich zum Verkauf bereit liegen, unwahrscheinlich die Rationierungskarten, auf welchen die Lebensmittel nicht nur angeführt sind, sondern mit denen man sie beziehen kann, unwahrscheinlich die Plakate, die zu Vorträgen, Konzerten oder Theater einladen. Tausend kleine Alltäglichkeiten lassen einem immer wieder sagen: ein Wunderland!

Aber vielleicht ist es nicht einmal so die materielle Kultur, die einem in der Schweiz so beeindruckt und erstaunt. Wer den wahnsinnigen Nationalismus in seiner aggressiven Form beobachten konnte, der die kleinen und kleinsten Völker Osteuropas gegeneinander hetzt, der ist erstaunt, ein Land zu treffen, in welchem die Sprachenunterschiede kein Problem bilden. Sicherlich, es braucht gewisse geschichtliche Traditionen, um eine derartige Stufe politischer Reife zu erlangen, aber einmal muss man beginnen, diese Tradition zu schaffen.

Zehntausende können der Schweiz bereits ihr Leben verdanken, die ihnen Zufluchtsstätte vor Verfolgungen geworden ist. Aber nicht nur in der Lebensrettung aller dieser Menschen liegt die grosse Sendung der Schweiz.

Vielleicht erst nach Jahren wird man feststellen können, wie sehr der schweizerische Geist auch auf die anderen Völker Einfluss genommen hat. Diejenigen Fremden, die vorübergehend hier leben, können, dürfen nicht an der Aufgabe vorübergehen, die ihnen morgen schon erwachsen wird: das schweizerische Beispiel zu verbreiten. Das Beispiel der Demokratie und des gegenseitigen Verständnisses.

Meine Reise, die so abenteuerlich mit der Flucht aus dem brennenden Belgrad begann und die mich über Montenegro und Dalmatien nach Italien und jetzt nach der Schweiz führte, endete sehr alltäglich und gemütlich in einem gut geheizten Schnellzug der mich von Milano nach Lausanne brachte. Sollte es wirklich wahr sein, dass ich die Gefahrenzone verliess? War es nicht ein Traum, der mir den berühmten Simplontunnel vorgaukelte, durch welchen der Zug jetzt ratterte? Wir hatten den Tunnel durchquert und ich stand am Zugfenster und schaute in die schneebedeckte Landschaft, schaute auf das weisse Kreuz im roten Feld und weinte. «Il est beau, notre pays, n'est-ce pas?», sagte der dicke Eisenbahnschaffner, der neben mir am Fenster stand und stolz mit den Fingern auf die Berge wies, die sich der Strecke entlang erhoben. «Il est beau», sagte ich, und nachdenklich fügte ich hinzu: «Et c'est un pays libre!»